



BRÜDER UND SCHWESTERN, wir wollen mit der Reform der Kirche weitermachen, zu der uns das Konzil sowie die Dokumente von Medellín und Puebla auffordern. Die Kirche selber sagt da ja, daß sie nicht bei den alten Traditionen bleiben dürfe. Am allerwenigsten bei der, daß es (wie einige Leute sagen) heißt, Christen seien nur dazu da, daß sie in der Kirche beten. Christus will, daß sie ein gutes Herz bekommen. Er will keine alte, sondern eine neue Kirche, in der wir uns für ein besseres Brasilien einsetzen.»

Mit diesen Worten und einem Segenswunsch schließt ein *Offener Brief* von 170 Vertretern kirchlicher *Basisgemeinden*, den diese an ihre Freunde und Kollegen – man zählt in ganz Brasilien über 80 000 solcher Gemeinden – nach einem gemeinsamen Treffen gerichtet haben. Lebendige Eindrücke von diesem Treffen vermittelt uns anschließend *Leonardo Boff*, Franziskaner und derzeit bekanntester Theologe Brasiliens. Er kommentiert zum Teil auch den Offenen Brief. Darin kommen die Vertreter der Basisgemeinden selber zu Wort.

Politisierende Basisgemeinden?

Das aktuellste Problem, dem sie sich heuer stellten, war ihr Platz innerhalb der Volksbewegungen, der Gewerkschaften und vor allem der Politik. Ihren ersten Aufschwung hatten die *kirchlichen* Basisgruppen ja in den Jahren nach 1964 erlebt, da im Gefolge der Militärdiktatur an der Basis ein Vakuum an Politik entstanden war. Jetzt hingegen sind wieder Parteien zugelassen. Viele Gemeinden neigen zur Unterstützung einer neuen Partei, die sich nach dem großen Streik von São Paulo im Frühling letzten Jahres um die Gestalt des *«Lula»* (Luiz Inácio da Silva) zu bilden begann. Sie ist aber, da sie bestimmte formelle Bedingungen nicht erfüllt, offiziell nicht anerkannt (abgesehen davon, daß Lula – ganz anders als bis anhin sein Kollege Walesa in Polen! – wegen des Streiks zu drei Jahren Gefängnis verurteilt wurde). Die große Frage an dem Treffen war nun, wie weit die Basisgemeinden auf diese Partei zugehen sollen. Ein weiteres Problem war ihre Rolle in oder gegenüber den Gewerkschaften, die ja in Brasilien immer noch eine zentralistisch gesteuerte Einrichtung des Arbeitsministeriums sind (woher u. a. der Konflikt mit Lula rührt).

Der Offene Brief gibt auf diese Fragen eine grundsätzliche Antwort, die die Gemeinde zwar gegen die «Parteizelle» abgrenzt, ihr aber zugleich – bis in die eucharistische Feier hinein – politische Mitverantwortung zuweist. Denn so heißt es gegen Schluß: «Wenn wir zusammenkommen, um in der Eucharistie Jesu Leiden, Tod und Auferstehung zu feiern, dürfen wir nicht vergessen, auch das Leiden, Sterben und Auferstehen unseres gläubigen und unterdrückten Volkes zu feiern, in welchem Jesus als der Gekreuzigte lebt.» Ähnlich beim Hören von Gottes Wort: «Wir dürfen nicht unterlassen, auch das Wort Gottes zu hören, das im Schreien des Volkes steckt.» Von diesem Schrei, vom Leid des Volkes, das «wie Jesus von den Mächtigen dieser Welt gekreuzigt» wird, und deshalb auch von dieser «schweren Sünde» (die, wie es heißt, dem «kapitalistischen, nur auf Gewinn abzielenden System» anzulasten ist) nimmt der Brief seinen Ausgang und fährt dann fort: «Vom Norden bis zum Süden, vom Osten bis zum Westen erschallt überall derselbe Schrei. Aber wir haben die Gewißheit: «Gott erhört das Schreien seines Volkes.» Im Schrei des Volkes vernehmen wir einen Appell Gottes an uns. Wie Mose, so schickt auch er uns an die Arbeit, in den Kampf für die Befreiung des Volkes. Wir haben gesehen, daß trotz so vielen Leidens und Sterbens die Gemeinden wachsen und zunehmen. Ermutigt durch das Wort Gottes, der uns ruft, trägt das Volk den Kopf oben und tut sich zunehmend zusammen, um den Appellen Gottes zu entsprechen. Wir haben die Entdeckung gemacht, daß wir nicht allein kämpfen. Zusammen mit uns sind viele Brüder und Schwestern unterwegs (...). Auf diesem Weg gibt es viele Hindernisse zu über-

BASISGEMEINDEN

4. nationales Treffen in Brasilien: Delegierte aus 71 Diözesen besprechen Platz der kirchlichen Basisgemeinden auf der politischen Szene – In den vorausgehenden Treffen bereits wachsende Entmonopolisierung der Sprecherrollen in der Kirche – Gelebter und gefeierter Glaube: nicht nur Berichte, auch szenische Darstellungen und eigens gestaltete Riten – Soziales Bewußtsein aus religiöser, nicht aus links-ideologischer Wurzel – Am Kapitalismus wird vor allem dessen Geist angeklagt – Begriff der Politik elementarer und umfassender gesehen – Basisgemeinden nicht Parteizellen, sondern Kraftquellen – *Offener Brief* an über 80 000 Gruppen (vgl. *Titelseite*).

Leonardo Boff, Petrópolis/Brasilien

BIBEL

Augustin Bea und die Freiheit der biblischen Forschung: Eindrücke von einer Begegnung, zwei Jahre vor dem Tod des Kardinals – Im Rückblick erscheint sein Leben als ein ständiges Warten – Wie Abraham bekam er noch im hohen Alter die Erfüllung zu sehen – Es ging ihm um das Heimatrecht wissenschaftlicher Forschung in der Kirche und um die Sachkompetenz der Katholiken in der Wissenschaft – Das Bibelinstitut als Werkzeug – Strategien eines Vollblutpolitikers – Qualitäten des Beraters – Doppeltes Vertrauen in Kirche und Wissenschaft – Aber hatte Bea ein Konzept? – Vom Archäologischen zum Theologischen – Nach Befreiung der Exegese auf dem Konzil großer Nachholbedarf in Bibelpastoral – Dreierlei Reaktionen auf «säkularisierte» Bibelwissenschaft – Mit ihrer Art, die Bibel zu lesen, werden christliche Basisgemeinden Beas theologischem Anliegen vielleicht am ehesten gerecht.

Norbert Lohfink, Frankfurt a. M.

LIBANON

Gibt es noch eine staatliche Identität?: Auf 10 000 km² ein Dutzend Armeen und Milizen – Konkurrierende Religionen, Parteien und Familien – Christen sind politisch und konfessionell gespalten; u. a. sechs katholische Hierarchien – Wie sich die Kräfte im syrisch-palästinensisch-israelischen Konflikt verteilen – Wer hat nun wirklich das Sagen? – Erwartungen in eine Föderation von Miniprovinzen – Staat lebt vom Willen zur Unabhängigkeit und internationaler Anerkennung.

LITERATUR

Kritisches «Rendez-vous» mit dem Vaterland: «Ich hab im Traum die Schweiz gesehen»: Nach Österreich- und Deutschland- nun auch Schweizkritik – 35 Autoren, darunter Max Frisch, Peter Bichsel, fünf Frauen und auch Auswanderer – Adolf Muschg fragt: Gibt es eine Schweizer Nationalliteratur?

Paul Konrad Kurz, Gauting bei München

winden. Auch unter uns in der Kirche. Dennoch hören wir die Stimme Gottes, der uns sagt: «Macht weiter, ich bin ja bei euch!» Dies macht uns Mut, den Kreuzweg an der Seite des unterdrückten Volkes weiterzugehen. Denn wir sind davon überzeugt, daß das wahre Leben aus dem Kreuz erwächst. Gott läßt uns ein, sein Volk zu sein.»

«Wir sind der Ansicht, daß gerade die Politik unser Leben beeinflusst ... Die Politik ist die große Waffe, die wir haben, um eine gerechte Gesellschaft nach dem Willen Gottes aufzubauen. Aber diese Waffe wird von denen, die uns ausbeuten, im schlechten Sinn mißbraucht. Eine *gute politische Aktion* dagegen ist alles, was wir mit dem Ziel tun, uns in Gerechtigkeit zu organisieren und ein neues Verhältnis zwischen Einzelpersonen und Gruppen zu schaffen. Eine gute politische Aktion ist weiterhin, wenn wir uns zusammenschließen, um mit Hilfe von Stadtteilgruppen, Gewerkschaften und anderen Formen der Volksorganisation unser Leben und unsere Rechte gegen Lügner und Ausbeuter zu verteidigen.»

«Eine neue Sprache, befreiend wie die Sprache Jesu»

Zum vierten Treffen der kirchlichen Basisgemeinden Brasiliens (Itaici, April 1981)

Dietrich Bonhoeffer, der evangelische Theologe und Mann des deutschen Widerstands gegen Hitler, schrieb 1944 aus dem Gefängnis in Tegel die folgenden prophetischen Worte: «Der Tag wird kommen, an dem wieder Menschen berufen werden, das Wort Gottes so auszusprechen, daß sich die Welt darunter verändert und erneuert. Es wird eine neue Sprache sein, vielleicht ganz unreligiös, aber befreiend und erlösend, wie die Sprache Jesu, daß sich die Menschen über sie entsetzen und doch von ihrer Gewalt überwunden werden, die Sprache einer neuen Gerechtigkeit und Wahrheit, die Sprache, die den Frieden Gottes mit den Menschen und das Nahen seines Reiches verkündigt. «Und sie werden sich verwundern und entsetzen über all dem Guten und über all den Frieden, den ich ihnen geben will» (Jerem. 33, 9).»¹

Diese Worte scheinen sich heute zu verwirklichen, und zwar im lebendigen Christentum unzähliger kirchlicher Basisgemeinden, die in den entferntesten Gebieten Brasiliens anzutreffen sind. Gottes Wort wirkt in ihnen verändernd und befreiend, was im herrschenden System und bei dessen Ideologen Angst und Schrecken auslöst. In beschränkterer Form ließ sich dies auch am 4. Treffen der Basisgemeinden Brasiliens feststellen, das vom 20.–24. April in Itaici, Staat São Paulo, stattfand.

Schritte auf einem langen Weg

Das diesjährige Treffen ist der Ankunft auf einer aussichtsreichen Anhöhe nach langer Wanderung zu vergleichen. Der Aufbruch zu dieser Wanderung ist in der ganzen Nation erfolgt.

► Sichtbar wurde dies *erstmalig* 1975 in *Vitória* im Staat Espirito Santo. Dort haben sich damals etwa ein halbes Dutzend Bischöfe, einige geistliche Berater, zwanzig Pastoralträger (Agentes de pastoral) und nur wenige direkte Vertreter von kirchlichen Basisgemeinden zusammengefunden. Sie wollten Erfahrungen besprechen und sich Rechenschaft geben über ein Phänomen, das an der Basis aufgekommen und schon kräftig am Wachsen war.

Dieses erste Treffen war noch weithin von den Repräsentanten der Kirchs Spitze beherrscht. Sie hörten sich die im Plenum vorgetragenen Erfahrungsberichte der Vertreter der Basisgemeinden an und studierten sechzehn von anderen Basisgemeinden schriftlich eingereichte Dokumente. Es war aber bereits zu spüren, worum es bei dem Phänomen ging, daß da ein «Kirche-Werden»,

¹ Gedanken zum Tauftag von Dietrich Wilhelm Rüdiger Bethge (Bonhoeffers ältestem Neffen) im Mai 1944 in: *Widerstand und Ergebung*, Neuausgabe, München 1977, S. 328.

«Ein anderes Instrument des politischen Engagements sind die politischen *Parteien*. Wir brauchen keine Angst zu haben, Politik zu machen, denn andernfalls geben uns falsche, gewieft und auf eigenen Vorteil bedachte Politiker eins drüber und führen uns hinter Licht. Jesus hat gesagt, wir sollten einfach wie die Tauben und listig wie die Schlangen sein. Deshalb müssen wir die Programme und Tätigkeiten der politischen Parteien unter uns diskutieren und herausfinden, welche Interessen sie vertreten und welche gesellschaftlichen Veränderungen sie anstreben. Alles das aber hat mit viel Sachlichkeit zu geschehen, damit wir unterscheiden können, wer die Wölfe sind, die in Schafskleidern zu uns kommen.»

«Wir sind der Ansicht, daß die kirchliche Basisgemeinde keine Parteizelle ist und sein darf. Sie ist vielmehr der Ort, wo wir unseren Glauben leben, vertiefen und feiern und wo wir unser Leben und unsere Praxis mit dem Wort Gottes konfrontieren und prüfen, ob unsere Politik mit dem Plan Gottes übereinstimmt.»

(Nach einer Übersetzung von Dr. Horst Goldstein)

L. K.

eine Neugeburt, oder, wie man dort sagte, eine *Ekklesiogenese* geschah.² Von daher ist auch der Leitsatz jenes Treffens zu verstehen, der dann rund um die Welt ging – übrigens nicht ohne einige Mißverständnisse hervorzurufen, so daß sich dann auch der Papst in seiner Eröffnungsansprache auf der Bischofsversammlung von Puebla ausdrücklich darauf bezog –: «Eine Kirche, die vom Volk her durch den Heiligen Geist geboren wird».³

► Im Juli 1976 wurde das *zweite* Treffen durchgeführt, wieder in *Vitória*. Diesmal hieß der Leitsatz: «Kirche, ein Volk unterwegs». Die Zusammensetzung der Versammlung war nun aber wie ausgewechselt: Die Hälfte der hundert Teilnehmer kam von der Basis, die andere Hälfte setzte sich aus Bischöfen, Beratern und Pastoralträgern zusammen. An die hundert von den Basisgemeinden verfaßte Berichte waren den Beratern (Theologen, Pädagogen, Soziologen) zugestellt worden, die ihrerseits zu den Berichten Stellung nahmen und diese ihre Kommentare wieder an die Basis zu weiterem Nachdenken und Diskutieren gaben. Dieses zweite Treffen in *Vitória* versuchte – nicht ohne Schwierigkeiten mit der Vielfalt der Begriffsmuster –, einen Ausgleich zwischen «Basis» und «Spitze» herzustellen.

► Das *dritte* Treffen wurde 1978 in *João Pessoa* im Staat Paraíba durchgeführt. Es waren nun schon an die 200 Teilnehmer, von denen zwei Drittel von der Basis kamen. Unter dem Leitsatz «Kirche – ein Volk, das sich befreit» organisierte die «Basiskirche», die nun wortführend war, die ganze Tagung selbst. Vertreter der Basisgemeinden koordinierten die Arbeitsgruppen, die Gruppen selber erarbeiteten ihre Berichte und reichten sie ein,

² Ekklesiogenese: wörtlich «Kirchengeburt»: Das Wort wurde an dieser Tagung von *Vitória* gebildet und ist inzwischen bereits als Fachausdruck in die Theologie eingegangen. Vgl. *Orientierung* 1980, S. 87, zum portugiesischen Originaltitel des Buches von L. Boff, *Die Neuentdeckung der Kirche* (Mainz 1980). Ekklesiogenese ist dort als ein «Neuerfinden» (reinventar) von Kirche durch die Basisgemeinden beschrieben.

³ In der Papstansprache von Puebla (1, 8) ist nur der erste Teil des Leitsatzes «vom Volk her geboren» («que nace del pueblo») zitiert, – und zwar dort, wo referierend und kritisch vom Vorbereitungsmaterial für Puebla und von dort sich findenden Gegenüberstellungen – hier eine entfremdende, «institutionelle» oder «offizielle» Kirche, dort eine andere, eine Volkskirche (Iglesia popular) – die Rede ist: Von letzterer heiße es, daß sie «vom Volk her geboren» werde und sich in den Armen konkretisiere. – Vom Papst selber ist die Geburt der Kirche «aus der Glaubensantwort, die wir Christus geben» und «aus dem Evangelium» (aber auch *unsere* Geburt «aus der Kirche») in den vorausgehenden Abschnitten 1,6 und 1,7 thematisiert worden. Eine klärende Äußerung über die vom Papst zitierte Formel und die nötige Ergänzung («unter dem Wehen des Heiligen Geistes») haben wir seinerzeit aus einem Gespräch in Puebla mit Erzbischof Hélder Câmara wiedergegeben: *Orientierung* 1979, S. 46. (Red.)

schließlich wurde der Schlußbericht gemeinsam verfaßt. Etwas Unerhörtes wurde erfahren und durchlebt: nach einem halben Jahrtausend des Schweigens ergriff nun das unterdrückte, gläubige Volk das Wort. Es durchbrach damit das Sprachmonopol der in der Kirche «Eingeweihten» (des Katecheten, Pfarrers und Bischofs).

Die Beiräte, Pastoralträger und Bischöfe konnten aus dem Mund der direkt Betroffenen aus dem Volk hören, wie sie von allen Überlegungen in Wirtschaft, Politik und Kultur ausgeschlossen sind und nach Gerechtigkeit und Teilnahme schreien. Über zwei Gegebenheiten wurde man sich einig:

- Die Hauptwurzel der Unterdrückung, die sie erleiden, stammt aus einem elitären, exklusiven Kapitalismus.
- Das Volk wird sich in dem Maß wehren und befreien können, als es sich zusammenschließt und aus den verschiedenen Gruppen und Bewegungen ein ganzes Netz bildet.

Im übrigen kamen diesmal zweihundert Berichte aus der Basis zusammen. Was die anwesenden Sachkundigen in ihrer Analyse daraus entnahmen, hat wohl zu den besten ekklesiologischen Texten der letzten Jahre geführt; sie sind denn auch in verschiedene Sprachen übersetzt worden.

► Und nun also das vierte Treffen in Itaici, diesmal ökumenisch erweitert, mit dem Thema: «Die Kraft zur Mitbeteiligung und zur Organisation an der Basis». Man zählte 300 Teilnehmer aus 71 Diözesen und 19 Regionen des Landes. Gewiß waren darunter Bischöfe samt einem Kardinal (*Aloisio Lorscheider*), Pastoralträger (Pfarrer und andere Geistliche) sowie sachkundige Berater; aber wie schon in João Pessoa haben auch hier die Vertreter der Basisgruppen das ganze Treffen von Anfang bis Ende organisiert und geleitet.

«... die aus der großen Drangsal kommen»

Wer die Menschenschar gesehen hat – ihre Armut, nur Stoffschuhe an den Füßen, die vom Lebenskampf zerrissenen Gesichter, die Lebendigkeit und Heiterkeit, die freundschaftlichen Gespräche untereinander –, erinnerte sich unwillkürlich an die in der *Offenbarung des Johannes* (7, 14) beschriebene Schar der Geplagten: «Das sind die, die aus der großen Drangsal kommen» – und zwar aus entferntesten Gebieten des Landes, den letzten Winkeln am Rande der großen Städte; die den Kampf ums Überleben durchgestanden haben, die Gott wegen ihrer Armut liebt –, «das Lamm wird ihr Hirte sein und sie zu den Wasserquellen des Lebens führen, und Gott wird jede Träne von ihren Augen wischen» (7, 17). Die vier Tage des Treffens wurden für diejenigen, die nicht zu den Basisgemeinden gehörten, tatsächlich zu einem Schockerlebnis; denn es war eindrücklich, wie gut und gekonnt die Leute die Gespräche in den Arbeitsgruppen und im Plenum leiteten, wie geschickt sie die verschiedenen Probleme anhand von szenischen Darstellungen zur Diskussion stellten und wie begeistert sie die von ihren Liedermachern und Dichtern geschaffenen Lieder sangen. Auch die gottesdienstlichen Feiern am Anfang und am Ende eines jeden Tages waren etwas Besonderes; in ihnen wurde die ganze tiefe Frömmigkeit und das Bewußtsein kirchlicher Zusammengehörigkeit in diesem Volk sichtbar: Sie brachten Gaben zur Opferung, sie zogen in Prozession durch die Gärten des Klosters und sie setzten dabei auf ihre Weise die in den Arbeitskreisen aufgegriffenen Probleme und ihre Lebenssituationen in eigens gestaltete Riten um.

Alle wollten voneinander lernen. Keiner sollte mehr gelten als der andere. Auch die Bischöfe und Experten hielten sich an die Reihenfolge der Wortmeldungen, wenn sie nicht speziell aufgefordert wurden. Vielen werden auch die *szenischen Aufführungen* in Erinnerung bleiben: es waren keine eingetübten Theaterstücke, sondern spontan und improvisiert entstandene Darstellungen von Zwischenfällen des Lebens, die den Zuschauer bewegten und betroffen machten. Zum Beispiel die Darstellung der Situation der *Xocó-Indianer*. Nur mit einfachen Schleudern bewaffnet setzen sie sich gegen schwerbewaffnete Polizeiaufgebote zur Wehr; sie verteidigen ihr Revier und holen sich die Statue ihres Schutzpatrons Sankt Petrus zurück, die man ihnen geraubt hatte.

Am Ende einer solchen Selbstdarstellung wurde jeweils wie zur Siegesfeier (und wie der jeweilige Abschluß in den Gesängen des Homer!) ein Lied ge-

sungen. So auch das Lied der Xocó-Indianer. Den Refrain sangen alle mit: «Oh Sankt Peter, sei nicht allein – Xocó-Indianer woll'n bei dir sein.»

Bewunderungswürdig war auch, wie die «Väter im Glauben» (Bischöfe) mitten unter den einfachen Menschen, ja ihnen zu Füßen saßen, wie sie ihnen und ihren Erlebnisberichten folgten, ihre Gedanken aufnahmen und von ihnen ihre evangelische Lektion lernten. So drückte auch der Ortsbischof von São Paulo, *Paulo Evaristo Arns*, seine Bewunderung aus. Er, der als Kardinal der größten Stadt des Landes entschieden für die Bewegung der Basisgemeinden einsteht, erklärte: «Von euch möchte ich lernen!»

Kirche – ein Volk rüstet sich zur Befreiung

Für einen Bruch in der kirchlichen Einheit gab es unter den Teilnehmern keinerlei Anzeichen; obwohl Außenstehende sich dergleichen vorgestellt hatten. Im Gegenteil: Die vorhandenen Spannungen zwischen den verschiedenen Richtungen der Seelsorge wurden souverän und mit kritischer Distanz besprochen; desgleichen der Vorwurf, dem sich die Gemeinden manchmal ausgesetzt sehen, sie machten sich selber zum Volk Gottes; oder zum Beispiel auch das Autoritätsverständnis einiger Bischöfe, das immer noch an einem triumphalistischen Kirchenbild hängt.

Solche Hindernisse wurden als zum *Weg* gehörend hingestellt: sie sollten aber nicht überschätzt und dramatisiert werden. Die Versammlung gelangte übrigens zu dem Beschluß, einen *Brief an den Papst* zu schreiben. Darin dankten sie ihm für die während seiner Brasilienreise von *Manaus* aus an die Basisgemeinden gerichteten Grußworte.⁴ Auch versicherten sie ihm, daß sie der großen apostolischen Tradition verpflichtet blieben und ihn, den Papst, als deren Garant betrachteten.

Vom diesjährigen Treffen lautete gemäß Programm das Grundthema: «Kirche – das unterdrückte Volk macht sich für die Befreiung bereit». Vier Unterthemen waren auf die vier Tage des Treffens verteilt: Gott hat sein Volk zusammengerufen zu

- Aufgaben und Pflichten der Mitbestimmung in der Kirche
- Solidarität am Wohnort
- Mitarbeit in der Politik
- Einsatz für die Gerechtigkeit in der Arbeitswelt.

Als einem der teilnehmenden Theologen scheinen mir *fünf Schwerpunkte* besonders bemerkenswert.

Gelebter und gefeierter Glaube

► Was an solchen Treffen wie in Itaici am meisten hervortritt, ist der gelebte Glaube und die Feier des Glaubens. Dies ist das ganz Besondere, was den Charakter der Gemeinden ausmacht. Es sind ja kirchliche Gemeinden – auf dieser Bezeichnung bestehen sie –, und was alle verbindet, ist der Hunger nach Gottes Wort. Es handelt sich um einen tätigen Glauben, der nicht beschönigender Worte bedarf.

Wer aus intellektuellen, weltlichen, skeptischen, areligiösen oder gnostischen Kreisen kommt und wem die religiöse Dimension wenig oder gar nichts bedeutet, der wird überrascht und betroffen sein: hier in der Gemeinschaft lebt ein Glaube, der nichts von versüßendem Pietismus an sich hat, der aber für das gesamte Tun und Dasein richtungweisend ist. Nicht nur im Gedankenaustausch über die Heilige Schrift, die übrigens alle relativ gut kennen, sondern besonders auch im Gespräch über ihren Alltag, ihre Felder, ihre Löhne und

⁴ Die für Vertreter kirchlicher Basisgemeinden bestimmte *Ansprache von Manaus*, der letzten Station seiner Brasilienreise, konnte Johannes Paul II. aus Zeitmangel nicht mehr halten. Mit seiner persönlichen Unterschrift versehen übergab er den Text der brasilianischen Bischofskonferenz CNBB, die ihn in ihrer offiziellen Ausgabe der Papstansprachen (Edições Paulinas, São Paulo 1980) veröffentlichte, während er in der Sammlung des Sekretariats der Deutschen Bischofskonferenz (Nr. 22: Reise nach Brasilien) fehlt. Das ist schade, denn es handelt sich um eine wichtige Korrektur und Ergänzung der Puebla-Rede. Wurden dort die Basisgemeinden nicht einmal als solche erwähnt, sind sie hier direkt angesprochen und ausdrücklich anerkannt. Auch vom Vorwurf der Puebla-Rede, man sei (mit der Version einer Kirchegeburt «vom Volke her» – vgl. oben) in die Nähe «bekannter Ideologien» geraten, werden die kirchlichen Basisgemeinden Brasiliens ausdrücklich befreit. Die Mahnungen betreffen «das Risiko, die Grenze zur Politik zu überschreiten». Vgl. die deutsche Übersetzung in *Publik-Forum*, 1980, Nr. 22 vom 31. 10., Seite 25. (Red.)

ihre gewerkschaftlichen Vereinigungen spürt man, wie sie vom Glauben her bestimmt sind. Biblische Vergleiche kommen ihnen sofort in den Sinn, und so machen sie sich klar, wer heute die Pharaonen, aber auch, wer heute die Propheten sind. Und ebenso wird ihnen bewußt, daß nur über Gerechtigkeit und Liebe in Form von praktizierter Solidarität und Mitmenschlichkeit «Aufbau des Reiches Gottes» geschieht.

Man merkt, daß der Glaube nicht als Abzeichen getragen wird, sondern daß er allumfassender Horizont ist, der aber den irdischen und politischen Wirklichkeiten keineswegs ihr Gewicht und ihre Härte nimmt. Religiöses und Weltliches, Kultisches und Ethisches widersprechen sich hier nicht, laufen nicht einfach nebeneinander her, wie dies so häufig bei rein auf Innerlichkeit ausgerichteten und bürgerlichen Versionen des Christentums anzutreffen ist.

Hier wird das Gottesverständnis einer Wirklichkeit Gottes gerecht, die unter Respektierung jeder persönlichen Eigenart doch völlig alles umfaßt, so daß zum Beispiel auch der Politiker und Ökonom in die Vermittlung von Segen und Fluch einbezogen sind, je nachdem ob sie dem Menschen die ihm gebührende Gerechtigkeit und Würde zuerkennen oder sie ihm absprechen. Von dieser kraftvollen Verbindung (nicht Gleichsetzung) von Glauben und Leben erhalten die oben erwähnten Feiern ihre ganz besondere Relevanz.

Es wird also nicht nur ein altherwürdiger Ritus vollzogen, vielmehr feiert man den lebendigen Glauben, wie er das Volk in seinen Mühen, Plagen und Tragödien trägt. In einem gemeinsamen Brief äußern die Bischöfe: «Die ergreifendsten Zeiten in Itaici waren an jedem Tag die Morgenfeier und die Eucharistie am Abend. Wir begegneten da einem tiefen und frohen Glauben; vom Ostergeheimnis durchdrungen, feierte man alles, was während des Tages geschah. Dabei war die Beteiligung außerordentlich lebendig und manchmal fast überschwenglich. Die Menschen wurden nicht müde, Gott zu loben, ihm zu danken, und ihn, den Vater, zu bitten. Aus dieser Quelle christlicher Wesensart schöpfen diese kleinen Leute Jesu tatsächlich ihre immer größere Hoffnung und Kraft.»

Soziales Bewußtsein aus religiöser Wurzel

► Es ist bemerkenswert, daß die große Mehrheit in den Gemeinden ein geschärftes soziales Bewußtsein hat, was hier in Itaici besonders zum Ausdruck kam. Diese Bewußtseinsstufe ist nicht die Folge linksgerichteter Beeinflussung, sondern der Verarbeitung der Hl. Schrift unter dem Aspekt der damaligen Lebensverhältnisse und der Perspektive jenes armen Volkes (Israel), das meistens von fremden Machthabern regiert wurde und das sich nach einer vollständigen Befreiung sehnte.

Der folgende Verweis auf die Bibel war immer wieder zu hören: «Gott ist politisch, obwohl er keiner Partei angehört – seht nach in Ex 3, 7: (Ich habe das Elend meines Volkes ... wegen ihrer Unterdrücker gesehen ... Ich werde es befreien.)» Oder dieser hier: «Jesus war eindeutig Politiker, seht doch bei Joh 10, 10 nach: (Ich bin gekommen, damit sie das Leben haben und es in Fülle haben). – Was will die Politik anderes, als Leben in Gerechtigkeit und Liebe zu schaffen?» Die Leute von den Basisgemeinden leiten ihr Engagement, die Gesellschaft zu verändern, von ihrem Glauben ab und wollen das Reich Gottes, das ja hier auf Erden beginnt, schon jetzt vorbereiten. Diese Lesart von Glauben haben sie sich schon dermaßen zu eigen gemacht, daß sie ganz in ihr Leben und in ihre Erfahrungen eingeht.

Den Kapitalismus an seinen Wurzeln fassen

► Als die wichtigste Ursache, wenn auch nicht die einzige, all der Leiden des Volkes wird das kapitalistische System erkannt. Mehr noch als das System ist es der Geist des Kapitalismus, den sie als ungerecht und Gottes Absichten entgegengesetzt anklagen, nämlich der Geist der persönlichen Bereicherung, die soziale Verantwortungslosigkeit und die Gefühlskälte dem Men-

schen gegenüber, wenn dieser nur als zu versteigernde Arbeitskraft betrachtet wird.

Im Umkreis der Armen – und in Itaici zählten sich alle zu den Armen – sind die unglaublichsten Gewalttätigkeiten eines wilden Kapitalismus bezeugt: so wild, wie einst der von Manchester oder jener der Engländer seinerzeit in Indien und China. Es herrscht nicht etwa der anständige Neokapitalismus des Senators *Jarbas Passarinho*, sondern die brutale und willkürliche Form, die typisch für unser Landesinneres ist, da es sich viel zu schnell in die kapitalistischen Produktionsweisen hineinziehen ließ.

Für dieses System gibt es keine Heilung, es muß überwunden werden. So lauten die entschiedenen und harten Herausforderungen aus dem Volk. Die Leute treten den Mächtigen, auch wenn sie Staatsbeamte und Vertreter des Systems sind, mit direkter Kritik und ohne abergläubische Unterwürfigkeit entgegen. Dies deutet darauf hin, daß auch «der Unterdrücker», der sie mit all seinen Fetischen in seiner Gewalt hatte, Stück um Stück «hinausgeworfen wird».⁵

Solch eine Haltung ist die Frucht einer in den Gemeinden bereits entwickelten neuen Gesellschaft. Man mache sich kein falsches Bild: diese Haltung hat nichts mit Marxismus zu tun, sondern ganz einfach damit, daß das Evangelium im Kontext eindeutiger Unterdrückung gelesen wird.

Die Gemeinden und die Volksbewegungen

► In den Gruppen und im Plenum wurde immer wieder die Erkenntnis hervorgehoben: die Durchschlagskraft für den Widerstand und die Befreiung des Volkes ist abhängig von der Fähigkeit der Gemeinden, sich zusammenzuschließen und Querverbindungen zu den Volksbewegungen zu pflegen. Es erstaunt daher nicht, daß etwa 12 Leiter und etwa 30 Verantwortliche von Gewerkschaften wie auch aktive Mitglieder der Volksparteien und führende Leute aus Quartiervereinen in Itaici teilgenommen haben.

Bewaffnete Gewalt, Verbrechen oder andere von den Machthabern hemmungslos angewendete Methoden wurden von niemandem als geeignete Kampfmittel empfohlen. So sagte eine Teilnehmerin aus dem Staate Goiás: «Mit dem Frieden des Jesus Christus treten wir der Polizei und den (Jagunços) entgegen», und sie erklärte, was der Friede Christi bedeute, nämlich, daß wir unsere Arbeitsinstrumente gebrauchen: die Hacke, den Pflug, den Traktor, was es auch sei, – und so bauen wir auch unsere Fahrzeuge, unsere Kinder und Frauen vor dem bewaffneten Angreifer auf und bilden große Haufen: So können auch wir Druck ausüben.

Andere erzählten immer neue Episoden, gleichsam Stationen auf einem *Kreuzweg des Volkes*, und sie zeigten den Erfolg von Zusammenschluß und entschiedenem Widerstand. Eines der meistgesungenen Lieder war das von Dom José Maria Pires aus den Gemeinden von Paraíba: «Ich glaube, daß die Welt besser werden wird, wenn der Kleinere, der leidet, an den noch Kleineren glaubt; wenn die Kleinen daran glauben, daß sie in einem Miteinander das Heil finden, wo sie die Nöte eines jeden erfüllen. Vereint in Jesus Christus werden wir alle eins sein.»

Politik als (Waffe) – wie ist das zu verstehen?

► In den Gemeinden hat man weithin dem Begriff der Politik wieder seinen wahren und edlen Sinn gegeben, nämlich den der gemeinsamen Suche nach dem Wohl des ganzen Volkes. Man verwirklicht das, indem man Gemeinschaften und Zusammenschlüsse verschiedenster Art fördert, die das gesellschaftliche Netzwerk wieder herstellen und das Volk selbst zum Subjekt seines Schicksals und für die Schaffung eines lebenswerten Zusammenlebens für alle mitverantwortlich werden läßt. In diesem Sinne heißt es im Itaici-Schlußbericht: «Politik ist die einzige große Waffe, die wir einsetzen können, um eine gerechte und von Gott gewollte Gesellschaft zu bilden.»

⁵ Vgl. Joh 12, 31

Das ist die eine Seite. Auf der anderen Seite wurde auch klar, daß eine kirchliche Basisgemeinde mit ihrer religiösen Zielsetzung nicht ohne weiteres zu einer Parteizelle werden kann und soll. Sie muß sich aber ein kritisches Urteil über die verschiedenen Parteien und ihre Programme bilden, deren versteckte Absichten entlarven und prüfen, wie sie sich zu den echten Anliegen des Volkes stellen. An sich sind die Mitglieder der Gemeinden völlig frei in der Stimmabgabe für diese oder jene Partei, doch in ihrem bereits recht gut entwickelten sozialen und politischen Bewußtsein tendieren viele in den Gemeinden dazu, ihre Stimme den Parteien zu geben, die «wirklich aus dem Volk kommen und die Interessen und Rechte der arbeitenden Bevölkerung verteidigen».

All dies hebt sich ab vom leichtfertigen Enthusiasmus und der elektrisierenden Ansteckung in Massenkampagnen und -bewegungen, wie sie als typische volkstümliche Äußerungen der herrschenden Klasse in Szene gesetzt werden. Das Volk ist hinreichend verletzt und verwundet, als daß es sich Illusionen hingäbe, wie sie allenfalls in der Vorstellung eines von der eigentlichen Erfahrung der Volksbewegung nicht berührten Intellektuellen genährt werden. Hören wir auf den Ausspruch eines Teilnehmers in Itaici: «*Ich gehe langsam, denn ich habe es eilig mit der Befreiung.*» Dieses Wort läßt auch recht verstehen, was man in den Gemeinden meint, wenn man – nicht aus bloßer Begeiste-

rung, sondern in entschlossenem Engagement zu kämpfendem Widerstand – immer wieder den Satz wiederholt: «*Das Volk ist sich seines Weges bewußt.*»

Eines ist in Itaici klar geworden: Die Bedeutung der kirchlichen Basisgemeinden überschreitet die Grenzen des Religiösen. In diesen Gemeinden entsteht der neue Christ mit einer «neuen Sprache», der Sprache «für eine neue Gerechtigkeit und Wahrheit», wie die Sprache Jesu «befreiend und erlösend». So ersehnte es der Prophet und Theologe Bonhoeffer, der auch ein kritischer, teilnehmender, demokratischer Bürger gewesen ist, der sich nicht für ein vorgegebenes System, sondern für die neue Hoffnung auch im Sozialen eingesetzt hat. Und so sind auch die Einfachsten unseres Volkes: In ihnen erschüttern einmal mehr die Törichten und Nichtse, die Ungebildeten und Barbaren⁶ die Fundamente des Bestehenden mit ihrer die neue Gesellschaft ankündigenden Kreativität.

Leonardo Boff, Petrópolis/Brasilien

Übersetzung aus dem Brasilianischen und deutsche Bearbeitung von Frauke Decurtins-Koch-Weser und Ludwig Kaufmann.

⁶ Vgl. 1 Kor 1, 27; Röm 1, 14; Kol 3, 11.

Augustin Bea und die Freiheit der biblischen Forschung

In einer der grundlegendsten theologischen Auseinandersetzungen unseres Jahrhunderts geht es um den Stellenwert der wissenschaftlich erforschten «Aussagen» der biblischen Schriften als Quelle und Zeugnis des Glaubens in der katholischen Kirche. Ein Mann, in dessen Leben sich dieses Ringen wie in kaum einem anderen widerspiegelte, war der süddeutsche Jesuit Augustin Bea (geb. 28. Mai 1881), der während 35 Jahren (1924–1959) in Rom am Bibelinstitut (ab 1931 auch als Konsultor der Päpstlichen Bibelkommission) tätig war. Seine Erhebung zum Kardinal und zum Präsidenten des Sekretariats für die Einheit der Christen durch Papst Johannes XXIII. hat ihn in erster Linie als Förderer der Ökumene in die Erinnerung der Christenheit eingehen lassen; für dieses Wirken vorbereitet war er aber durch seine persönlichen Kontakte und seine Arbeiten im Rahmen der biblischen Wissenschaften, wie sie in den Kirchen der Reformation vorangetrieben worden waren. Die katholische Forschung zum Mitreden zu befähigen, war ein Ziel, das Bea sowohl aus Liebe zu seiner Kirche wie aus Liebe zur Bibel und zur immer neu zu ergründenden geöffneten Wahrheit anstrebte, wie er es selber in einem Vortrag an der Universität Fribourg 1961 formuliert hat: «*Die Kirche hat kein wissenschaftlich begründetes Ergebnis der modernen Forschung zu fürchten; ja man erweist ihr einen Dienst, wenn man echte, tiefe Wissenschaft pflegt.*»¹

Diesen Ausspruch hat denn auch Prof. Dr. Norbert Lohfink zum Motto für seine Gedenkrede an der katholischen Akademie Freiburg/Br. zum 100. Geburtstag des Kardinals («Augustin Bea und die moderne Bibelwissenschaft») gewählt. Lohfink war es, dessen öffentliche Promotion zur Zeit der ersten Konzilssession (als zwei Neutestamentler des Bibelinstituts, Lyonnet und Zerwick, Vorlesungsverbot hatten) über 400 Bischöfe und 16 Kardinäle in der großen Eingangshalle der Universität Gregoriana versammelte und so zur Demonstration für die moderne katholische Bibelwissenschaft gegen die damals virulenten Angriffe aus der Lateranuniversität, aber auch bereits zu einer Art Siegesfeier wurde: Zwei Tage zuvor, am 20. 11. 1962, hatte in der Konzilsaula die denkwürdige Abstimmung über das Schema von den «Quellen der Offenbarung» stattgefunden; mit ihr wurde der Weg für die wissenschaftlich begründete biblische Theologie in Konzil und Nachkonzil frei. (Red.)

Als ich 1966 Professor am Päpstlichen Bibelinstitut in Rom wurde, machte ich, wie das damals dort noch üblich war, meine Antrittsbesuche. Ich besuchte auch meinen ehemaligen Lehrer Pater Augustin Bea, jetzt Kardinal. Er wohnte nicht mehr im Bibelinstitut, wo ich als Student nicht nur sein Schüler, sondern auch sein Hausgenosse gewesen war, sondern weit draußen vor der Stadt im Brasilianischen Kolleg. Dort hatte ich mit dem 85jährigen, dem sich nun, nachdem das Konzil vorüber war, selbst seine große Spätzeit sichtlich zu neigen begann, zwei Jahre vor seinem Tod, ein Gespräch, das ich nicht mehr vergessen kann. Vielleicht war ihm einfach das Herz aufgegangen, als

einer seiner letzten Studenten nun seine ehemaligen Vorlesungen über die Pentateuchkritik übernehmen sollte. Oder er hatte Angst um mich, weil er zu wissen glaubte, was in Rom alles auf mich zukommen konnte. Oder auch, ich war für ihn ein Repräsentant jener neuen Generation von Bibelwissenschaftlern, für deren Freiheit er fast ein ganzes Leben lang gewartet und geschwiegen hatte und die die endlich erlangte Freiheit nun auf eine Weise benutzten, wie er es sich eigentlich doch wieder nicht vorgestellt hatte, so daß ihm dunkle Ahnungen kamen. Was es auch war: er, der sonst mit persönlichen Mitteilungen eher zurückhielt, begann plötzlich, eine Geschichte nach der andern aus jenen Jahrzehnten des Schweigens zu erzählen, als er in Rom treu seine Pflicht getan hatte, die Zeit aufreibend mit Beraterdiensten, die ihn von dem, was er eigentlich hätte tun wollen, der Wissenschaft, immer wieder fernhielten. Im Rückblick erschien sie ihm wie eine Zeit unendlich langen Wartens im Dunkel. Er konnte hier einmal ein Mißverständnis aufklären, da einmal einem Kollegen helfen, der sich verplappert hatte, dort jemanden warnen – im ganzen konnte er nur warten. Wobei er selbst gar nicht genau wußte, worauf er eigentlich wartete. Nur wenn sich dann endlich einmal eine Chance bot, etwa damals, als plötzlich ein Papst (Pius XII.) zu einer Enzyklika «*Divino afflante Spiritu*» bereit war, oder als ein Brief an Kardinal Suhard geschrieben werden mußte², oder als ein neuer Papst, Johannes XXIII., um sich blickte, um Mitarbeiter für seine Visionen zu entdecken – da war er dann genau an der Stelle, wo er gehört werden konnte und wo er, fast wie nebenher, fast unbemerkt und blitzschnell, eingreifen und das Richtige in Gang setzen konnte. Er schilderte mir dieses Leben als einen Gang durchs Dunkel, als Hoffnung wider alle Hoffnung, die aber nicht zuschanden wurde. Wie Abraham bekam er noch im hohen Alter die Erfüllung zu sehen.

Ich bin nicht mehr sicher, ob er selbst den Vergleich mit Abraham gebrauchte. Für mich hat er sich mit der Erinnerung an dieses Gespräch verbunden. Ich war betroffen. Ich brachte es nicht fertig, in den nächsten Bus zu steigen und in die Stadt zurückzufahren. Ich ging zu Fuß Kilometer um Kilometer durch die belebten Vorstädte der abendlichen Via Aurelia. Ich bewunderte den Mann. Aber ich lehnte ein solches Leben zugleich instink-

¹ Augustin Kardinal Bea, Akademische Forschungs- und Lehrtätigkeit im Dienste der Einheit der Christen (Freiburger Universitätsreden N.F. 24), Freiburg/Schweiz 1962, 28.

² Der Brief der Päpstlichen Bibelkommission an den Pariser Erzbischof Kardinal Suhard vom 16. 1. 1948 behandelte vor allem Fragen der Pentateuchkritik und der biblischen Urgeschichte (Genesis 1–11). Vgl. Auszüge bei Denzinger-Schönmetzer, Nr. 3862–3864.

tiv ab. Zumindest für mich. Wir mögen es ihm und seinesgleichen zu verdanken haben, daß sich alles geändert hat und unsere Bibelwissenschaft in unserer Kirche endlich frei ist. Aber das ist sie jetzt. Jetzt wollen wir anders leben und handeln dürfen. Auch in Rom. Ich billigte dem alten Kardinal das Recht zu, so gelebt zu haben, ja ich war ihm dankbar dafür. Aber ich zog einen Strich und sagte: So nicht mehr weiter.

Hatte ich recht? Das Gespräch mit Bea ist mir von Zeit zu Zeit wieder in den Sinn gekommen – immer dann, wenn ich selbst in irgendeinem Punkt widerlegt wurde. Zum Beispiel, als sich schon nach wenigen Jahren zeigte, daß ich, nach meinen Grundsätzen lebend und arbeitend, eine Wissenschaftlerexistenz in Rom offenbar nicht durchhalten konnte. Oder nachdem wir wieder einmal ein von *Hans Küng* redigiertes Theologenmanifest zur Reform der Kirche veröffentlicht hatten und der Effekt bei den Bischöfen nur Abwehr und Verhärtung war, so daß ich mir und anderen sagte: Ich werde diesen Weg nicht mehr weiter mitgehen; zumindest in der Kirche, wie sie ist, produziert er nur das Gegenteil von dem, was wir wollen. Und wenn sich in letzter Zeit unter Kollegen und Mitbrüdern die Gespräche häufen, in denen die Angst aufsteigt, daß sich in unserer Kirche die Atmosphäre der administrativen Selbstherrlichkeit, die Überwachung der Wissenschaftler und deren freiwillige Selbstzensur wieder ausbreiten, dann wünsche ich von ganzem Herzen, daß solche Angst sich als unbegründet erweisen wird. Aber wenn all dies doch wieder kommen sollte, dann werde ich mich an jenes Gespräch erinnern können und an den zusammengekrümmten, alten, weisen Kardinal, und werde wissen, daß man auch dann noch die Kirche lieben und Hoffnung für sie haben kann.

Das Bibelinstitut als Werkzeug

Im übrigen erschöpft sich sein Beitrag zur Bibelwissenschaft keineswegs darin, daß er in irgendwelchen Vorzimmern des Vatikans zu günstiger Stunde geholfen hat, die der Bibelwissenschaft auferlegten Zwänge abzubauen. Etwas anderes scheint mir noch bedeutsamer zu sein. Es ist nicht die Forschung. Auch dazu hätte er das Zeug gehabt. Aber er hatte das Zeug zu zuviel anderem in sich. Er war ein Administrator ersten Ranges. Und er war ein immer mehr und von immer mehr Leuten geschätzter weiser Ratgeber. Diese Charismen haben seine Zeit gefressen, und für die biblische Wissenschaft blieb immer zu wenig Zeit übrig. Er schaffte es trotzdem, stets allseits informierte und didaktisch glänzende Vorlesungen zu halten. Er schrieb erstaunlich viele und treffende Buchbesprechungen, Forschungsübersichten und Urteile über Forschungstrends. Er bastelte an Fragmenten für eine neue Vulgata, vermutlich auf Drängen Papst Pius' XII. Aber neben so vielem war das nicht mehr möglich, was wir eigentliche Forschung nennen würden. Die hat er also nicht geleistet. Als seine eigentliche Leistung erscheint mir, daß er die Möglichkeiten voll ausgeschöpft hat, die ihm das Päpstliche Bibelinstitut bot. 19 Jahre lang war er dessen Rektor, von 1930 bis 1949. Hier hat er gewissermaßen die Voraussetzungen für die Befreiung der katholischen Exegese erstellt, die er dann gegen Ende dieser Zeit mitherbeiführte.

Das Bibelinstitut hatte damals in der katholischen Kirche eine Art Monopolstellung. Alle Exegeseprofessoren an kirchlichen Studienanstalten in der ganzen Welt mußten – von Randfällen abgesehen, die sich direkt von der Bibelkommission prüfen ließen – den Lizentiatskurs des Instituts absolviert haben. Hier hatte Bea ein Instrument, mit dem er die Voraussetzungen verändern konnte, die zu den erschreckend kurzfristigen und die katholische Bibelwissenschaft mehrere Generationen lang knebelnden Dekreten der Bibelkommission vom Beginn des Jahrhunderts geführt hatten. Denn die ausgezeichneten Gründer der *École Biblique* in Jerusalem, dazu eine Reihe bedeutender Forscher in Frankreich und Deutschland, waren die Opfer dieser Dekrete, vielleicht ihr Anlaß, nicht aber ihre Ursache und ihre

Voraussetzung. Das war vielmehr die massive wissenschaftliche Inferiorität der katholischen Bibelauslegung gegenüber der nichtkatholischen, und damit im Zusammenhang die hochgradige Angst vor Abweichungen vom wahren Glauben. Bea war bis in seine späten Jahre zumindest in allen öffentlichen Äußerungen der Meinung, die Dekrete der Bibelkommission seien notwendig, weise und heilsam gewesen. Aber zugleich hat er konstant daran gearbeitet, sie überflüssig und revisionsbedürftig zu machen, indem er, soviel er konnte, dazu beitrug, für die ganze Welt immer höher qualifizierte katholische Bibelwissenschaftler heranzubilden. Das Monopol des Bibelinstituts war sein Werkzeug.

Die richtige Strategie

Die Bibliothek des Instituts mußte so vollständig wie möglich sein. Kriterium für eine Bucheinstellung war nicht die Konfession des Verfassers, sondern der Inhalt. Kein Student wurde zugelassen, der nicht nachwies, daß er die drei Verkehrssprachen der Bibelwissenschaftler – englisch, deutsch und französisch – so beherrschte, daß er frei mit wissenschaftlicher Literatur umgehen konnte. Außer den biblischen Sprachen wurde mindestens eine weitere altorientalische Sprache gefordert. Um dafür ein breites Angebot bereitzustellen, gründete Bea 1932 eine zweite Fakultät, die altorientalistische. Er entwickelte ein System von Studienreisen und -semestern im Orient, wobei es ihm vor allem auf Landeskunde und Kontakt mit der Archäologie ankam. Wieviel Wert er gerade auf die Archäologie legte, zeigt sich am Thema, das er 1936 wählte, als er in Göttingen auf dem ersten internationalen und interkonfessionellen Alttestamentlerkongreß, den es je gab, das Einleitungsreferat hielt: Er sprach über die Ausgrabungen des Bibelinstituts in Telëlät Ghassül (im heutigen Jordanien).

Entsprechend war das ganze Studienprogramm des Instituts stark von den Realien- und Hilfswissenschaften bestimmt: alte Sprachen, alte Geschichte, Archäologie, Geographie, Textkritik, Einleitungswissenschaften. Den Gegenpol bildeten dogmatische Vorlesungen über die katholische Inspirationslehre. An der kirchlichen Tradition durfte keinen Millimeter gerückt werden. Am liebsten hielt Bea diese Vorlesungen selbst. Die Frage, wie sich die positivistische Grundausrichtung der meisten Fächer mit diesem Typ von Inspirationslehre vereinigen lasse, blieb letztlich ungelöst. Selbstverständlich wurden auch Exegese und Biblische Theologie vorgetragen. Aber ihre Präsentation war vergleichsweise mager und bei weitem nicht so magistral wie all die Nebenfächer, wo oft Männer von internationalem Namen auf den Lehrstühlen saßen.

Als ich, schon nach Beas Rektorat, am Institut studierte, machten wir uns über diese Gewichtsverteilung lustig. Als ich später dort lehrte, half ich mit, sie zu verändern. Aber im Rückblick ist mir klar, wozu sie gut war. Wo es möglich war, wurde der Nachwuchs wissenschaftlich hart geschult. Daneben wurde Treue zur Kirche vorexerziert. Wo es aber weise war, zu schweigen und sich zurückzuhalten, schwieg man und hielt sich zurück. Nur so war es möglich, die innerkatholische Situation, unter der alle litten, von innen her zu verändern.

Dafür, daß diese Strategie richtig war, gibt es den überzeugendsten aller Beweise: den Erfolg. 1943 erschien, durch den Krieg fast unbemerkt, die Enzyklika «*Divino afflante Spiritu*». In den folgenden zwei Jahrzehnten kam es wellenweise zu Versuchen, die Konsequenzen dieses Rundschreibens zu minimalisieren. Regelmäßig war der Endeffekt ein neues kirchliches Dokument, das sie explizit entfaltete. In jedem dieser Fälle war im entscheidenden Augenblick die Hand von Pater, dann Kardinal Bea am Werk, wie am 15. Dezember 1968 *Stanislas Lyonnet* in einer hochinteressanten Gedenkrede auf Augustin Bea³ im

³ S. Lyonnet, *Le Cardinal Bea et le développement des études bibliques*: Rivista Biblica 16, 1968, 371–392.

Detail nachgewiesen hat. Aber wichtiger ist in unserem Zusammenhang etwas anderes. Sowohl die Enzyklika als auch das bedeutendste explikative Dokument, die Instruktion über die «geschichtliche Wahrheit der Evangelien» von 1964, wurden ausgelöst durch Angriffe auf den soeben geschilderten Lehrplan des Bibelinstituts und auf konkrete Professoren desselben. Das zeigt deutlich, wo diejenigen, die den zu Beginn des Jahrhunderts geschaffenen wissenschaftlichen Kirchhofsrieden perpetuieren wollten, die eigentliche Gefahr witterten. Und es zeigt, wie richtig die geduldige Strategie von Bea war, durch eine neue und wissenschaftlich höher qualifizierte Generation von katholischen Exegeten einfach die Ausgangslage innerhalb der Kirche auf den Kopf zu stellen.

War es eine bewußte Strategie? So sehr alle, die Bea aus der Nähe kannten, wissen, daß er ein Vollblutpolitiker war, glaube ich nicht an einen vorgefaßten Plan. Er besaß einfach ein doppeltes Vertrauen, sowohl zur Kirche als auch zu den Möglichkeiten echter Wissenschaft, und in der jeweiligen Situation ging er, von diesem doppelten Vertrauen geleitet, immer so weit, wie es nur irgend möglich war. Was am Ende herauskommen würde, ja wie schon der nächste Schritt aussehen würde, hat er wohl oft nicht wissen können und auch nicht vorausüberlegt. Aber vielleicht ist das bei wirklichen Politikern immer so. Entscheidend bleibt, daß man dann, wenn die Stunde sich anbietet, zur Stelle ist und handelt. Das hat er getan.

Hatte Bea ein Konzept?

Ich glaube allerdings, daß es doch über das genannte doppelte Vertrauen hinaus noch so etwas wie ein theoretisches Grundkonzept gegeben hat, das ihn gerade im Umgang mit dem Bibelinstitut leitete. Es ist seine Bewertung von Lage und Geschichte der außerkatholischen Bibelwissenschaften. Bea hat die Dinge vor allem am Beispiel der Pentateuchkritik reflektiert, die ihn zeit seines Lebens besonders beschäftigte.

Schon 1918, im ersten Jahr seiner Lehrtätigkeit als Alttestamentler, schrieb er hierzu zwei einander ergänzende Artikel in den «Stimmen der Zeit».⁴ In ihnen scheinen mir drei Gesichtspunkte wichtig.

► Die moderne Bibelwissenschaft ist an sich ein gutes Geschöpf Gottes, nur hat es leider einen Sündenfall gegeben. Dieser läßt sich datieren und mit einer bestimmten Person verbinden: «Die Jahre 1876–1878 werden in der Geschichte der Bibelwissenschaft immer denkwürdig bleiben: da liegt der Wendepunkt, an dem die deutsche Pentateuchforschung, und abhängig von ihr auch die fremder Länder, in neue Bahnen lenkte. In den «Jahrbüchern für deutsche Theologie» veröffentlichte 1876/77 der Greifswalder Professor *Julius Wellhausen*⁵ eine Aufsatzreihe «Die Komposition des Hexateuch», die sofort zeigte, daß ein selbständiger und starker Geist gewillt war, die Pentateuchfrage in seinem Sinne voranzubringen» (460). Durch diese 1918, im Todesjahr Wellhausens, formulierte Sündenfalltheorie, die natürlich nur die allgemeine Einschätzung der hohen Bedeutung Wellhausens spiegelte, schuf sich Bea die Möglichkeit, nicht Bibelwissenschaft als solche, auch nicht moderne und außerkatholische Bibelwissenschaft als solche ablehnen zu müssen, sondern nur eine zwar fast universell zur Herrschaft gelangte Richtung derselben, der er aber den Charakter echter Wissenschaftlichkeit gerade abspricht.

► Die Unwissenschaftlichkeit der Wellhausenschen Richtung weist er nicht mit Hilfe einer vom eigenen Standpunkt aus statuierten Gegenthese nach, sondern durch Analyse der Wissenschaftsentwicklung im gegnerischen Lager selbst. «Es ist eine der merkwürdigsten Fügungen in der Geschichte des wissenschaftlichen Lebens, daß gerade jenes Gebiet, auf das Wellhausen mit dem größten Vertrauen baute, sich am ehesten und am bestimmtesten als wandernder Boden erweisen sollte: die Archäologie und Religionsgeschichte»

⁴ A. Bea, Deutsche Pentateuchforschung und Altertumskunde in den letzten vierzig Jahren: *Stimmen der Zeit* 94, 1918, 460–474; ders., Neue Wege in der Pentateuchforschung: ebda., 585–594.

⁵ Julius Wellhausen (1844–1918) verhalf der immer noch fast allgemein anerkannten Pentateuch-Entstehungstheorie zum Durchbruch, wonach dieses Werk auf vier durchlaufenden «Quellen» fußt: Jahwist, Elohist, Deuteronomium, Priesterschrift (in dieser zeitlichen Reihenfolge!). Damit legte Wellhausen zugleich den Grund für das in der alttestamentlichen Wissenschaft bis heute bestimmende Bild der Geschichte Israels.

(464). Das Neue an Wellhausen sei ja gerade gewesen, die Pentateuchgeschichte nicht nur aufgrund von Quellenanalyse, sondern durch Sachkritik, d. h. durch Vergleich mit dem Ablauf der Geschichte Israels zu rekonstruieren. Hier habe er, zum Teil mit Hilfe Hegelscher Theoreme, einen Geschichtsablauf entworfen, an den sich seine Jünger jetzt mit bisweilen pedantischer Sorgfalt bis ins Kleinste halten. «Aber neben diesen Jüngern des Meisters arbeiten andere, unabhängige Gelehrte, nicht mit den Mitteln apriorischer Aufstellungen, sondern mit Hacke und Spaten, mit Sonde und Lupe, um die Welt des alten Orients wiedererstehen zu lassen und an der Hand greifbarer Tatsachen, unbeeinflußt von aller Theorie, eine Vorstellung zu gewinnen von dem wirklichen Verlauf der Dinge» (465). Und diese wahre «Sachkritik» werde nun Stück für Stück der angeblichen «Sachkritik» Wellhausens zum Verhängnis. Hier müsse sich auch die katholische Exegese einschalten, wobei man damit rechnen müsse, daß «lange Jahre opfervoller Kleinarbeit und Einzelforschung» notwendig seien (593f.). Es ist wohl deutlich, daß genau hier seine Lehrplangestaltung für das Bibelinstitut ansetzen wird.

► Die katholische Bibelwissenschaft ist vor allem deshalb vonnöten, weil in der außerkatholischen zwar allmählich die Sünde Wellhausens bewußt wird, doch neue Sündenfälle an ihre Stelle treten. Die Spitzenreiter der Archäologen und Orientalisten sind selbst in eine Grube gestürzt, den Panbabylonismus.⁶ Die mit *Hermann Gunkel* begonnene literaturgeschichtliche Richtung ist zwar wissenschaftlich gesünder, doch auch sie sucht eine rein natürliche Erklärung des Phänomens Israel. Bei den Pentateuchkritikern zeigt sich zwar eine innere Zersetzung der Wellhausenschen Positionen, doch will man sich nicht von seinem Grundansatz lösen.

Ähnliche Überblicksartikel hat Bea periodisch wieder geschrieben: 1928, 1935, 1940 und 1953.⁷ Immer wieder neu arbeitet er die Lage auf, immer konkreter wird sein Demonstrationsmaterial für die Beurteilung der Lage, doch an der Grundstruktur des Bildes ändert sich fast bis am Ende nichts. Wohl treten neue Aspekte hinzu, vor allem ordnet er jetzt den Ansatz Gunkels positiver ein und hofft, mit Hilfe von Stil- und Gattungsforschung selbst der Literarkritik Wellhausens allmählich den Boden unter den Füßen wegziehen zu können. Die Orientalen hätten eben anders gesprochen als wir Europäer heute. In diesem Zusammenhang entwickelt er im übrigen auch die Mittel, mit denen er die traditionelle katholische Inspirationslehre, ohne ihre Prinzipien in Frage stellen zu müssen, so flexibel machen kann, daß sie schließlich in «*Divino afflante Spiritu*» als mit literarischer und historischer Kritik voll vereinbar erklärt werden kann. Aber das nur nebenbei. Am wichtigsten scheint mir, daß er zumindest während seines Rektorats, also bis lange nach dem Erscheinen der Enzyklika, die bedeutendsten wissenschaftlichen Leistungen außerhalb der katholischen Exegese immer im Bereich der Archäologie und Orientalistik ansetzte. Bezeichnenderweise heißt sein Überblicksartikel von 1940 noch «Das Zeugnis des Spatens». Ich habe den Eindruck, daß er trotz der persönlichen Begegnungen auf dem Kongreß von Göttingen 1936 die geistigen Umschichtungen in der deutschen evangelischen alttestamentlichen Wissenschaft, die schon Ende der zwanziger Jahre einsetzten und zum Teil durch die dialektische Theologie, zum Teil nachher durch den Kirchenkampf ausgelöst waren, zunächst gar nicht wahrnahm, und daß er die an Bedeutung dem Wellhausenschen Gesamtentwurf zumindest für einige Jahrzehnte ebenbürtige große Synthese, die sich durch die Namen *Alt/Noth/von Rad*⁸ kennzeichnen läßt, in ihrem Neuansatz und ihrer weltweiten Überzeugungskraft vielleicht nie voll in den

⁶ Panbabylonismus: der in den beiden ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts in extremer Form gemachte Versuch, die gesamte Kultur- und Religionsgeschichte der Menschheit – also auch die Bibel – von «babylonischen» (mesopotamischen) Ursprüngen abzuleiten.

⁷ A. Bea, Biblische Kritik und neuere Forschung: *Stimmen der Zeit* 114, 1928, 401–412; ders., Der heutige Stand der Pentateuchfrage: *Biblica* 16, 1935, 175–200; ders., Das Zeugnis des Spatens: *Stimmen der Zeit* 137, 1940, 284–290; ders., Der heutige Stand der Bibelwissenschaft: ebda. 153, 1953/54, 91–104.

⁸ Die Schule von *Albrecht Alt* (1883–1956) und seiner beiden Schüler *Martin Noth* (1902–1968) und *Gerhard von Rad* (1901–1971) hat mit ihrer historisch-theologischen Synthese die alttestamentliche Wissenschaft bis vor kurzem weltweit geprägt. Ihren bekanntesten Ausdruck fand diese Synthese in zwei Standardwerken: Noths «*Geschichte Israels*» (1. Auflage 1950) und von Rads «*Theologie des Alten Testaments*» (1. Auflage 1960).

Blick bekommen hat. Vielleicht hat ihn gerade sein jahrzehntelang durchgehaltenes Gesamtkonzept daran gehindert.

Erst nach dem Zweiten Weltkrieg, in den letzten Jahren seines Rektorats und nachher, ist ihm offenbar deutlich geworden, in welchem Ausmaß es inzwischen in der Bibelwissenschaft eine «Hinwendung zum Theologischen» gegeben hatte. In seinem letzten Überblicksartikel von 1953/54 bekommt er sie in den Blick und macht sie dann vor allem am «Theologischen Wörterbuch zum Neuen Testament» als ihrem monumentalsten Ausdruck fest. Er stellt nun auf einmal der katholischen Exegese eine neue Aufgabe. Kein Wort mehr von Archäologie, wohl aber die Forderung, ein gleichwertiges katholisches theologisches Wörterbuch zum Neuen Testament zu schaffen. Das Phänomen einer ihm selbst völlig überraschend im Rahmen des Protestantismus heraufgestiegenen mächtigen biblischen Theologie scheint ihm auch nachher keine Ruhe gelassen zu haben. In seinem Beitrag zur Festschrift zum 50jährigen Bestehen des

Päpstlichen Bibelinstituts 1959 – also kurz vor seiner Ernennung zum Kardinal, die sein Leben in völlig neue Bahnen reißen sollte – sieht er das bibeltheologische Interesse als eine seit dem Pietismus des 18. Jahrhunderts im Protestantismus mächtig wirksame und gegen alle rationalistischen Tendenzen anlöckende Kraft, der es gelungen sei, die protestantische Bibelwissenschaft heute wieder zu einer theologischen Disziplin zu machen.⁹

Hier hat sich Bea geirrt. Die Fronten sind weiterhin offen und wogen hin und her. Außerdem frage ich mich, ob diese Äußerungen der späten Jahre am Bibelinstitut überhaupt objektive Forschungsberichte sind. Vielleicht sind sie versteckte Mahnreden an seine Mitbrüder im Institut und darüber hinaus an viele katholische Bibelwissenschaftler in aller Welt, die meisten seine ehemaligen Schüler.

⁹ A. Bea, «Religionswissenschaftliche» oder «theologische» Exegese?: *Analecta Biblica* 10, 1959, 188–207.

Der Zauberlehrling oder: Was hat Bea ausgelöst?

Manches spricht dafür, daß sich Bea die Weiterentwicklung der katholischen Bibelwissenschaft nach ihrer Befreiung anders vorgestellt hat, als sie dann tatsächlich verlief. Er hat zum Beispiel bis in seine späten Jahre treu daran festgehalten, der Pentateuch sei von Mose geschrieben worden. Die Professorgeneration, die nach ihm das Bibelinstitut übernahm, begab sich dagegen wie selbstverständlich ins Hypothesengeflecht der Pentateuchtheorien hinein. Sie trieben Literarkritik mit den dort üblichen Kriterien, wobei sie Beas Stilanalyse zwar einbauten, ihr aber nicht die Zauberkunst zuschrieben, die er in ihr sah. So kamen sie schnell zu Positionen, die Bea stets als typisch protestantische betrachtet hatte. Bea mußte erkennen, daß sie das mit Hilfe der Prinzipien, die er ihnen erarbeitet und die seine Enzyklika «Divino afflante Spiritu» ihnen auferlegt hatte, auch konnten. Und doch schmeckte ihm das ganze offenbar nicht recht. Wahrscheinlich vermißte er genau das, weshalb er überhaupt die Bibel liebte: den Wohlgeschmack des Wortes Gottes.

Bea war ein vornehmer Mensch. Er hat in den späten fünfziger Jahren viel geschwiegen. Er nahm auch schon Abschied, dachte an seinen Tod. Dann wurde er Kardinal, und über Nacht war er wieder ganz da. Er zog so schnell wie möglich aus dem Bibelinstitut aus. Es wurde bald darauf abermals angegriffen und geriet in höchste Nöte. Da hat er lange gezögert, ehe er eingriff und half – dann allerdings wirksam. Der alte Kardinal muß sich seinem alten Bibelinstitut gegenüber ein wenig wie der Zauberlehrling vorgekommen sein. Deshalb wahrscheinlich beschwor er die biblische Theologie. Es war sein «In die Ecke, Besen!»

Unverhoffter Nachholbedarf bei Klerus und Laien

Was hat Bea im ganzen ausgelöst, indem er überall der katholischen Bibelwissenschaft das Tor zur Freiheit eröffnete? Zunächst einen Schock der Überraschung, Stillehalten. Das kann doch nicht wahr sein! Bei manchen dauerte diese Phase viele Jahre, einige haben es nie mehr geglaubt. Doch dann kamen die meisten allmählich aus ihren Löchern, in denen sie überwintert hatten. Sie schnupperten die Luft der neuen Möglichkeiten, reckten die steifen Glieder und begannen zu laufen. Zweifellos hat die katholische Exegese seitdem einen vor einem halben Jahrhundert kaum vorstellbaren Aufschwung genommen. Zugleich hat die Gesamtheit der Bibelwissenschaften ein riesiges, ihr bisher vorenthaltenes, jetzt sich in sie integrierendes Potential geschenkt bekommen. Es war ungeübt, doch gut geschult. Es war frisch und unbeschwert. Es war lernbereit und kannte keine Schulerstarrungen. Es scheute sich auch nicht, längst erledigte Dummheiten nochmals zu probieren oder ganz Neues zuzulassen, dem die Alteingesessenen noch das Mißtrauen der wissenschaftlichen Tradition entgegenbrachten. Kurz: Es war

im ganzen ein Gewinn für alle Seiten. Etwas dieser Art mag Bea sicher seit vielen Jahren erträumt haben. Aber ob er auch anderes vorausgesehen hatte, was jetzt eintrat?

Etwa den Verschleiß fast einer ganzen Generation von Gelehrten im Dienst an der gesamtkirchlichen Bewältigung der neuen Situation? Da gab es plötzlich in vielen Ländern bei Klerus und Laien ein unglaubliches Bedürfnis nach Information über die neue Sicht der Bibel. In ungeahntem Ausmaß wurden popularisierende Bibelzeitschriften gegründet, Bücher und Broschüren geschrieben, Tagungen gehalten, Schulungen durchgeführt, Bibelgruppen ins Leben gerufen – und immer brauchte man dafür die wenigen, die überhaupt schon zu dieser neuen Welt einen Zugang hatten, die Exegeseprofessoren. Anderes kam hinzu, etwa in Deutschland die Einheitsübersetzung. Jede Erfahrung im Bibelübersetzen fehlte, die Verbindungen zu den Bibelgesellschaften knüpften sich erst langsam, so fing man vieles falsch an und verbrauchte für diese Übersetzung viel zu viel Menschen, Zeit und Kraft. Im ganzen ist es kein Wunder, daß man bei den katholischen Exegeten der fünfziger und sechziger Jahre geradezu einen wissenschaftlichen Leistungsabfall konstatieren muß. Zur Zeit der Unterdrückung besaßen wir immerhin auf ungefährlichen Randgebieten, etwa dem der Septuagintaforschung, wahre Koryphäen. Jetzt traten an ihre Stelle die biblischen Vortragsreisenden. Die großen Standardwerke, die jeder, vor allem aber wohl Bea, erhofft hatte, erschienen nicht. So kam zum Beispiel bei uns in Deutschland trotz vielfacher Initiativen kein sehenswertes Kommentarwerk zum Alten Testament zustande. Erst recht natürlich nicht ein «Theologisches Wörterbuch zum Neuen Testament», wie Bea es wünschte. Befreiung also als Erschlaffung – das ist ein erster, kaum vorhergesehener Preis gewesen, der bezahlt werden mußte.

Später kamen Generationen, die schon ganz in der Freiheit heranwachsen. Da änderte sich dann etwas im Nestgeruch. Ihnen fehlt jenes «katholische» Problembewußtsein, das früheren Generationen von katholischen Exegeten so eigentümlich anhaftete. Die Bezugsgruppe ist jetzt die universitär-wissenschaftliche Gelehrtenwelt, nicht mehr eine alte Kirche mit ihren spezifischen Traditionen des Umgangs mit der Bibel. Sie steht nur ganz am Rande des Bewußtseins, selbst wenn man an ihren Fakultäten doziert. Man schwimmt und rudert mit in jener langsamen Strömung des intellektuellen Fortschritts, der sich im ständigen Kreislauf der Hypothesen und in gelegentlichem Eindringen neuer Paradigmata der Forschung vollzieht. Manchmal ist solcher Fortschritt auch nichts als die Zerstörung falscher Sicherheiten und vorschneller Großsynthesen. Eine Frage nach der gesellschaftlichen, hier: kirchlichen Relevanz der untersuchten Gegenstände wird kaum einmal gestellt. Insofern frage ich

mich – zumindest für unseren deutschen Bereich –, ob sich die katholischen Bibelwissenschaftler, vor allem die Alttestamentler, innerhalb der theologischen Fakultäten zurzeit nicht selbst an den Rand der Belanglosigkeit, ja des Überflüssigen zu spielen beginnen. Nach welchen Kriterien entscheiden sie sich zum Beispiel für ihre Forschungsgegenstände? Sicher gibt es eine fachimmanente Logik der Gegenstandswahl, und man muß auch den Mut zum langen Atem und zum Unaktuellen haben. Aber muß das dahin führen, daß die wirklichen Probleme der Menschen und des Glaubens fast nur noch woanders verhandelt werden? Auch solche Folgen ihrer Tat haben Leute wie Bea zweifellos niemals angezielt.

Vielleicht ist das alles gar nicht so tragisch. Man muß mit einer neugeschenkten Freiheit erst umgehen lernen, und das kann etwas dauern. Trotzdem muß der sensible Diagnostiker Bea erschrocken gewesen sein, als er die ersten Symptome von all dem bemerkte. Er schaltete um. Er forderte plötzlich mehr «Biblische Theologie».

Dreierlei Glaubensreaktionen

Nicht nur er hat umgeschaltet. In einem gewissen Ausmaß gibt es zwar immer noch eine Nachfrage nach Information über die neuen Möglichkeiten, die Bibel zu verstehen. Aber das ist doch zurückgegangen, und auf verschiedene Weisen artikuliert sich jetzt auch das, was ich als gläubige Gegenreaktion gegen eine als säkularisiert empfundene Bibelwissenschaft bezeichnen möchte. Sie erscheint, wenn ich recht sehe, in dreifacher Gestalt.

► Als eher gefährlich erscheint mir die im schlechten Sinne *conservative Reaktion*. Genau so wie sie den Rückgang hinter die Liturgiereform fordert, wünscht sie wieder eine strenge kirchliche Überwachung der Theologen und unter ihnen der Bibelwissenschaftler, heute vor allem der Neutestamentler.

► Wichtiger ist die Zuwendung zur Bibel in der weltweiten *charismatischen* Bewegung und anderen, ihr vergleichbaren Gruppen. Zumindest außerhalb Deutschlands wird dort die Bibel aber bewußt *fundamentalistisch* gelesen. Ein durch modernes Bewußtsein hindurchgegangener Umgang mit der Bibel erscheint eher störend als hilfreich und wird daher abgelehnt. Die Entstehung und unglaublich schnelle Ausbreitung der augenblicklichen pfingstlichen Bewegung und ihr wie selbstverständliches Eindringen auch in die katholische Kirche scheint mir nicht ohne einen Zusammenhang zu sein mit dem Wachstum der von moderner Rationalität bestimmten Bibelwissenschaft und paralleler Erscheinungen. Wir Bibelwissenschaftler sollten das als eine Anfrage an uns betrachten. Hier bekommen wir fast lautlos und ohne jede Aggression vordemonstriert: Wir brauchen die Bibel, aber euch können wir dabei entbehren. Es ist interessant, daß der späte Bea in dem Augenblick, wo er die Exegeten aufforderte, biblische Theologie zu betreiben, den Pietismus entdeckte. Wie würde er sich heute zur Pfingstbewegung stellen?

► Und wie würde er sich heute zur *christlichen Basisbewegung* stellen, oder wie man das nennen mag, was am öffentlichsten in Lateinamerika, aber zugleich (und unabhängig davon) auch in anderen Ländern durch den lebendigen Geist Gottes gewirkt wurde? Typisch für solche Gruppen und Gemeinden, die sich auf freie Entscheidung zur Zugehörigkeit gründen, ist die Deutung dessen, was sich ereignet und was man tut, mit der Bibel in der Hand als jetzt erfahrbares Handeln Gottes. Mit einem fast zu sehr inhaltsbestimmten Namen nennt man diese Weise des Umgangs mit sich selbst, den Ereignissen und dem Wort Gottes oft die «Theologie der Befreiung». Für sie ist wesentlich die unmittelbare Konfrontation von Bibel und bibelkongruenter aktueller Erfahrung. Durchaus entbehrlich ist dabei die Reflexionshöhe einer wissenschaftlichen Metaebene, dagegen geht es kaum ohne eine Lesung der Bibel durch modernes Bewußtsein hindurch. Das heißt, solche Gemeinden können, obwohl sie um der Praxis willen von freischwebender Theorie nichts halten, mit

Bildungshaus der Schweizer Jesuiten, Bad Schönbrunn, Edlibach/Zug

Seit fünf Jahren leiten wir – ein Team von zwei Jesuiten und einem Laientheologen – das Bildungshaus zusammen mit voll- und teilzeitlichen Mitarbeitern und Referenten. Auf Herbst 1981 oder nach Übereinkunft suchen wir als Nachfolger (Nachfolgerin) für den Laien in unserem Team eine(n)

Mitarbeiter(in) in der Leitung

Unsere Arbeit verstehen wir als Teil der kirchlichen Erwachsenenbildung, die bei uns geprägt ist durch die ignatianische Spiritualität. Wir erwarten von Ihnen ausgewiesene Erfahrung und Kenntnisse in Theologie, Seelsorgepraxis oder kirchlicher Erwachsenenbildung (Gruppenarbeit, Referententätigkeit, evtl. psychologische bzw. geistliche Beratung). Erforderlich ist für diese Stelle auch Interesse an der Zusammenarbeit im Team, an Personalführung und Organisationsfragen.

Sie sind an der Leitung des Hauses beteiligt, finden gute Chancen für Ihre berufliche und persönliche Entfaltung und haben die Möglichkeit, innerhalb unseres Bildungsangebots Ihren eigenen Schwerpunkt zu setzen.

Wir bieten ein der Aufgabe entsprechendes Gehalt.

Bewerbungen mit handgeschriebenem Lebenslauf, Zeugnissen und persönlichen Empfehlungen erbitten wir an: Bildungshaus Bad Schönbrunn, z. Hd. Direktor P. Niklaus Brantschen, 6311 Edlibach ZG, Tel. (042) 52 16 44.

einer von moderner Bibelwissenschaft erschlossenen, wenn auch von ihnen selbst nicht notwendigerweise auf die Weise des Wissenschaftstreibens angegangenen Bibel mehr anfangen als mit einer fundamentalistisch gelesenen. Umgekehrt kann ein Exeget, der sich auf einen solchen Lebenszusammenhang einläßt, hier für seine Wissenschaft auf die relevanten Fragen gestoßen werden, denen er wissenschaftlich nachgehen müßte. Nach meinem Gefühl ist hier, wo ich noch am ehesten die Hoffnung des Glaubens auf Zukunft und die Hoffnung der Kirchen auf Einheit begründet sehe, auch noch am meisten jenes Anliegen gesichert, das einen altgewordenen Bea dann, als er den katholischen Exegeten die Freiheit bewirkt hatte, plötzlich dazu brachte, nicht mehr von Archäologie, sondern von Theologie zu reden.

Er starb, als diese Dinge gerade erst keimten. Soweit ich sehe, hat er sie nicht mehr wirklich vor Augen bekommen. Am Ende bleibt er doch der Mann, der lange gewartet hat, der sich lange in Vorbereitungsarbeiten und allerlei anderem, mühsamem Tun verzehrt hat, so wie er sich mir in dem eingangs erwähnten Gespräch selbst porträtierte. Da liegt seine Größe. Wenn er dann, als das Erträumte Wirklichkeit wurde, sich nicht nur freute, sondern zugleich erschrocken war, dann gehört auch das noch zu ihm und zu dem, was er uns Nachgeborenen zu sagen hat. Ich möchte es nicht missen. In den zwei Jahren, die zwischen jenem Gespräch und seinem Tod noch verstrichen, habe ich noch gelegentlich mit ihm zu tun gehabt – es war im Zusammenhang mit Verhandlungen, die damals zwischen dem Einheitssekretariat und dem Weltbund der Bibelgesellschaften stattfanden, und die inzwischen zu einer breiten und weltweiten Zusammenarbeit bei der Bibelübersetzung und -verbreitung geführt haben. Es könnte sein, so will mir jedenfalls scheinen, daß ganz am Ende, nachdem das Konzil vorbei war und die grundlegenden ökumenischen Zeichen gesetzt waren, als auch der Wind in Rom sich wieder gegen ihn zu drehen begann, die letzte Zuwendung seines

Lebens nochmals der Bibel galt: bei den Verhandlungen mit den Bibelgesellschaften und bei der stillen Arbeit an der Neovulgata, wo er nun endlich die Bibel nicht mehr – wozu ihn Pius XII. einst gezwungen hatte¹⁰ – in steriles Cicerolatin, sondern in das geschmeidigere und leuchtendere der Kirchenväter übertragen konnte. Es war ein Dienst an der Kirche, bei dem die Bibelwissenschaft Voraussetzung war. Doch er galt der Liturgie und dem Gebet der Priester, Nonnen und Mönche. Das war sein eigenes letztes Wort zum Thema «Bea und die Bibelwissenschaft».

Norbert Lohfink, Frankfurt a. M.

¹⁰ Vgl. Lyonnet, *Le Cardinal Bea*, 373. Gemeint ist das sogenannte «Psalterium Pianum», die von Professoren des Bibelinstituts 1945 herausgegebene neue lateinische Psalmenübersetzung. Vgl. dazu den Beitrag von M. Zerwick in: *Augustin Kardinal Bea – Wegbereiter der Einheit*, hrsg. von Maria Buchmüller, Augsburg: Winfried-Werk 1971, bes. 77–80.

Gibt es noch einen Libanon?

Man stelle sich ein Land vor, kaum größer als ein Viertel der Schweiz (ungefähr 10000 km²), in welchem ein gutes Dutzend von wohlausgerüsteten Armeen und Milizen Interessen verteidigen, die ihnen lebenswichtig scheinen, wobei die Ansichten darüber oft weit auseinandergehen. So ist die Situation im Libanon. Doch, wie ist es dazu gekommen? Und wie sieht die Zukunft des Landes aus? Diese Fragen rufen gebieterisch nach klaren Antworten. Wer jedoch das libanesisches Verwirrspiel genauer kennt, der weiß, daß solche Antworten heute kaum gegeben werden können. Ein Blick in die Presse, welche die Zusammenhänge dieses Dramas oft allzu sehr vereinfacht, trägt meist mehr zur Konfusion als zur Klärung bei. Das bedeutet, daß auch dieser Beitrag kaum mehr sein kann als ein Versuch, Interesse und Mitgefühl für ein Land zu wecken, das seit fünf Jahren immer wieder für Schlagzeilen in den Zeitungen sorgt.

Konkurrierende Konfessionen, Parteien und Familien

Halten wir vorerst einmal fest: Im libanesischen Konflikt eine neutrale Position zu beziehen, ist schlechterdings unmöglich. Ob man von den konfessionellen Spaltungen oder von den sozialen Gegensätzen oder von der Palästinenserfrage – den drei wesentlichen Komponenten des libanesischen Problems – ausgeht, von einem unabhängigen Libanon im Sinne internationalen Rechts sprechen, heißt auf jeden Fall, daß man damit erstens die Hegemonieansprüche Syriens zurückweist, das die 1941 ausgerufene Libanesische Republik nie anerkannt hat; daß man zweitens die faktische Autonomie der von den Palästinensern besetzten libanesischen Gebiete kritisiert, eine Autonomie, welche weit über das hinausgeht, was die Übereinkünfte von Kairo und Riad vorsahen; daß man drittens die Präsenz von israelischen Soldaten im Südlibanon anprangert. Kurz gesagt, wer die Frage nach dem libanesischen Staat stellt, der zeigt damit, daß er nicht bereit ist, das Schicksal dieses Landes dem syrisch-palästinensisch-israelischen Konflikt zu überlassen, welcher aus dem Libanon sein bevorzugtes Schlachtfeld macht.

Doch woher kommt diese bunt zusammengewürfelte libanesische Nation? Welches sind die arabischen Christen, die von Israel unterstützt werden? Es existieren zurzeit im Libanon immerhin nicht weniger als sechs verschiedene *katholische* Hierarchien (die maronitische, melkitische, armenische, syrisch-katholische, chaldäische und lateinische). Zu diesen kommen noch drei nichtkatholische: die griechische, syrische und armenische, sowie zwei evangelische Gemeinschaften, die im 19. Jahrhundert entstanden sind.

Die solcherart nach Riten und Konfessionen unter sich gespaltenen Christen haben sich im Verlauf der Jahrhunderte nicht ohne Schwierigkeiten im Libanon gehalten. Die Geschichte der Maroniten, der stärksten und zahlenmäßig bedeutendsten

christlichen Gemeinschaft, ist kennzeichnend dafür. Im 4. Jahrhundert in Nordsyrien entstanden, gerieten sie in den christologischen Auseinandersetzungen der folgenden Jahrhunderte und bei der arabischen Invasion zwischen die Fronten aller sich bekämpfenden Parteien und flohen deshalb vom 9. Jahrhundert an Richtung Süden. Ein Großteil ließ sich in den Bergen des Libanon nieder und verbündete sich später mit den Kreuzfahrern. Auf dem Laterankonzil von 1215 bestätigte Rom dem kirchlichen Oberhaupt der Maroniten den Titel eines Patriarchen des ganzen Orients (ein Titel, der allerdings auch von Patriarchen anderer Gemeinschaften geführt wird). In der Folgezeit wurden die Maroniten, welche Rom stets die Treue hielten, in ständig neue Auseinandersetzungen verwickelt: mit den Muslimen, dem Ottomanischen Reich, mit Engländern und Palästinensern.

Betrachtet man diese Geschichte, so versteht man leichter, weshalb es im Norden von Beirut einen «christlichen Berg» gibt, dessen maronitische und stets auf sich selbst gestellte Bevölkerung immer bereit ist, den Widerstand zu organisieren, wenn die Umgebung sich feindlich zeigt. Hier rekrutiert die *Kataëb* (auch «Falangisten»-Partei genannt) von *Pierre Gemayel* einen Großteil ihrer Truppen.

Aber eine politische Einheitsfront der Christen existiert nicht, denn diese sind auch politisch gespalten. Neben der *Kataëb*, deren von Pierre Gemayels Sohn *Bechir* geführte Miliz heute zu einer eigentlichen Armee geworden ist, besteht die National-liberale Partei von *Camille Chamoun* sowie der *Frangié*-Clan um *Zhorta* (bei Tripoli). Vergangenes Jahr richteten *Kataëb*-Milizionäre unter militanten Anhängern von Chamoun ein Blutbad an (man spricht von 200 bis 300 Toten), und auch der *Frangié*-Clan vermag sich der *Kataëb* nur dadurch zu erwehren, daß er sich auf Syrien stützt. Man müßte noch einige christliche Führer der libanesischen Linken erwähnen, welche griechisch-orthodoxen Ursprungs sind.

Die Muslime sind entweder *Sunniten* oder – im Süden – *Schiiten*. Erstere sind auf der politischen Szene durch den Chef der libanesischen Regierung, *Wazzan*, vertreten. Diese Regierung ist jedoch gelähmt und wirkt auch lähmend, insofern es den Sunniten unmöglich ist, öffentlich eine prolibanesische Position zu beziehen. Eine solche würde unweigerlich als antisyrisch oder antipalästinensisch eingestuft. Die *Schiiten*, welche heute allen Behauptungen zum Trotz wohl nur noch den kleineren Teil der muslimischen Bevölkerung ausmachen, wurden durch den neuesten Konflikt am meisten in Mitleidenschaft gezogen. Mehrheitlich den ärmeren Schichten zugehörig und in der Nähe Israels und der Palästinenser lebend, haben viele *Schiiten* in Lagern um Beirut Zuflucht suchen müssen. Ihr charismatisches Oberhaupt, *Moussa Sadr*, ist irgendwo in Libyen verschwunden, weshalb sie Gaddafi als ihren Hauptfeind ansehen.

Eine nicht geringe Rolle spielen auch, ungeachtet ihrer kleinen Zahl von rund 100000 Angehörigen, die *Drusen*. Man erinnert sich an *Kamal Joumblatt*, ihren Führer, der wahrscheinlich von Syrern umgebracht worden ist. Sein Sohn *Walid* hat die Nachfolge an der Spitze einer progressistischen Gruppe angetreten, welche den Palästinensern nahesteht.

Dieser kurze Überblick offenbart bereits die recht eigenartige politische Struktur des Libanon. Sehr oft hört man Libanesen von «Familien», «Clans» oder «Sippenchefs» sprechen. In mancher Hinsicht handelt es sich hier in der Tat noch um ein Feudalsystem. Dabei sei nicht vergessen, daß es im Libanon – anders als in Syrien, Ägypten oder der Türkei – niemals eine Revolution gegeben hat. Bei der Schaffung der libanesischen Republik hatte man sich stillschweigend auf ein Gleichgewicht zwischen allen Kräften geeinigt, auf den sogenannten «Nationalpakt»: der Präsident der Republik ist Maronit, der Regierungschef Sunnit, der Parlamentspräsident Schiit. Dieser Pakt wird auf verschiedenen Ebenen noch immer eingehalten, beim Fernsehen beispielsweise, das übrigens trotz der gegenwärtigen Wirren noch immer (mit zwei arabischsprachigen und einem fran-

kophonem Programm) funktioniert. Aber auf höchster Ebene führt dieser Pakt zur Ohnmacht der Staatsgewalt, welche keine andere Alternative zu haben scheint als zu schweigen oder eine Krise heraufzubeschwören, die die Fundamente des Staates zu erschüttern droht.

Endet die Macht des Präsidenten der Republik, *Elias Sarkis*, nicht an den Toren von Baabda, seiner Residenzstadt? Sogar in Beirut, der Hauptstadt, hat er kaum Einfluß, und was die libanesische Armee anbelangt, die 1975 auf der Grundlage eines besseren Gleichgewichts zwischen Schiiten, Christen, Sunniten und Drusen wiederhergestellt worden war, so operiert diese nur in jenen beschränkten Zonen, die ihr von den Syrern überlassen worden sind.

► Dies aber führt uns zu den fremden Mächten, die mit ihren Armeen auf libanesischem Territorium aktiv sind. An erster Stelle sind das die Syrer unter den Fahnen der FAD (Force Arabe de Dissuasion), welche 1976 geschaffen wurde, um das Schlimmste für den Libanon zu verhüten. Zu jener Zeit fürchteten die Christen, daß sie vernichtet würden. Aber heute ist die FAD eine Fiktion. Im Widerspruch zu den geltenden Verträgen untersteht sie in Wirklichkeit nicht dem Oberbefehl von Präsident Sarkis. Sie besteht auch nur noch aus Syrern, und ihre Befriedungsrolle ist nicht mehr so offensichtlich wie einst. Sie widersetzt sich sogar an verschiedenen Orten der libanesischen Armee. Die Haltung Syriens hinsichtlich des Libanon ist zweideutig. Sie war es übrigens schon immer. Neben seinen Hegemonieansprüchen sind für Syrien auch noch strategische Überlegungen entscheidend: so gibt ihm z. B. die Besetzung der Bekaa-Ebene Schutz vor Israel. Syrien wünscht zweifellos auch, sich die palästinensische Bewegung völlig «einzuverleiben». Die palästinensische Befreiungsarmee (PLA) ist bereits stark von Syrien abhängig, und man weiß, daß die Saïqa schon einen in die syrische Armee integrierten palästinensischen Truppenteil darstellt.

► Die zweite bewaffnete Macht, die vor allem im Süden von Beirut bis Es-Sur (Tyros) operiert, sind die unter sich vielfach gespaltenen Palästinenser, welche mehr der Not als dem Triebe gehorchend in der PLO zusammengefaßt sind. Sie genießen eine Exterritorialität, die niemand mehr zu bestreiten wagt.

► Schließlich ist auch noch die Streitmacht der Vereinten Nationen zu nennen, die UNIFIL, die im libanesischen Küstengebiet seit 1978 eine Art Sperrriegel zwischen Israel und dem Libanon bilden sollte. Ihre Rolle ist allerdings bescheiden, um so mehr, als weiter östlich der bekannte Major *Haddad* – ein christlicher Offizier, der je nach Standpunkt als Aufrührer oder als Widerstandskämpfer eingestuft wird – mit etwa 2000 Christen und Schiiten und mit offener Unterstützung der Israelis einen Streifen Land besetzt hält.

Zukunft für eine Föderation von Miniprovinzen?

Seit Ende 1980 haben sich die Spannungen zwischen den verschiedenen Gruppen und Parteien (wir haben darauf verzichtet, auch noch jene Splittergruppen aufzuführen, die sich Libyen, dem Irak, Ägypten usw. verbunden fühlen) verstärkt. Weshalb? Niemand scheint es genauer zu wissen. Ist es die Rückwirkung des irakisch-syrischen Krieges, die Syrien dazu führte, sich mit der Sowjetunion zu verbünden? Ist es die Folge des Friedens zwischen Israel und Ägypten oder der Wahl Reagans zum amerikanischen Präsidenten? Oder ist es gar eine konzertierte Aktion, um den Libanon-Konflikt zu internationalisieren? Jedenfalls sind die sporadischen Schüsse, welche die Nächte von Beirut stören, häufiger geworden. Anfang April entfesselten die syrischen Batterien ihr mörderisches Bombardement gegen Ost-Beirut mit seinen mehrheitlich christlichen Bewohnern, begann die Blockade von Zahlé.

Die Syrer sahen wohl ungern, wie die Kataëb – von Israel aktiv unterstützt – die christlichen Kräfte unter ihrer Leitung zusam-

menfaßte. Seitdem Israel die Gefahr einer Einkreisung gebannt hat, kann es seine Truppen an der Nordfront konzentrieren und die Kräfte der PLO schwächen, die sich im Libanon seit dem Schwarzen September des Jahres 1970 neu formiert haben.

Daß die Kontrolle der Situation den eigentlichen Libanesen entglichen ist, ist das wenigste, was man zu alledem anmerken kann. Aber wo es viele Mächte gibt, da gibt es nur halbe Macht. Da die lokalen Mächte den Libanon nur als Herrschaftsgebiet betrachten, setzen manche ihre Hoffnung auf die noch Mächtigeren, d. h. auf die beiden Supermächte, auf die EG oder auf die UNO. In dieser Perspektive hängt das Schicksal des Libanon von einer globalen Regelung ab, in welche auch die Palästinenser einbezogen werden müßten. Übrigens beherrschen die Palästinenser die Lage ebenso wenig wie die Libanesen, nur haben sie – das ist nicht zu übersehen – leider weit weniger zu verlieren als diese.

Wenn sie die schweren Wunden des nun fünf Jahre dauernden inneren Krieges bedenken, schwebt manchen eine Föderation von Miniprovinzen vor: sunnitische, schiitische, drusische, alautische, jüdische, christliche und palästinensische. Man erhielte so ein Kaleidoskop, das Syrien, Jordanien, Israel und den Libanon zugleich umfaßt. Diese Utopie wird *Henry Kissinger* zugeschrieben. Wie dem auch immer sei, die Betroffenen jedenfalls wollen von oberflächlichen «Reparaturen» ohne Zukunftsaussichten nichts mehr wissen.

Kehren wir abschließend zu unserer Ausgangsfrage zurück: Gibt es noch einen libanesischen Staat? In dem Maße als sich die politische Macht, welche den Staat konstituiert, nach Max Weber durch das Monopol der Gewaltanwendung auszeichnet, lautet die Antwort: Nein. Der libanesischen Staat lebt heute nur noch vom – offenen oder geheimen – Wunsch eines Teils der Bevölkerung nach Unabhängigkeit und von der internationalen Anerkennung. Es ist zu hoffen, daß diese Anerkennung auf Weltebene nicht immer mehr zu einer bloßen Fiktion wird.

Aus dem Französischen übersetzt von Robert Hotz.

Kritisches «Rendez-vous» mit dem Vaterland

Nach den Büchern *«Glückliches Österreich. Literarische Besichtigung eines Vaterlandes»* und *«Deutschland, Deutschland»* ediert der Salzburger Residenz-Verlag die kritische Besichtigung der Schweiz durch 35 Schweizer Autoren unter dem Titel *«Ich hab im Traum die Schweiz gesehen»*.¹ Daß deutsche Autoren Deutschland und österreichische Autoren unablässig Österreich kritisieren, reicht bis in die zwanziger Jahre (die Anfänge der Republik) zurück. Die heftige Schweizkritik («Nestbeschmutzung» auch hier?) ist jüngeren Datums. Max Frisch sagte zum Nationalfeiertag am 1. August 1957 (und publizierte später):

«Ich glaube, die Schweiz hat Angst. Das hängt damit zusammen, daß sie sich wahrscheinlich selber überschätzt. Wir bilden uns alle sehr gern ein, beliebt zu sein in der ganzen Welt, oder wenigstens in der freien Welt, weil unsere Zeitungen alles melden, was Lobendes über die Schweiz geschrieben wird, und alles Kritische nicht ... Jeder, der eine Rolle spielt, die nicht ganz mit der Wirklichkeit übereinstimmt, muß ja Angst haben, und darum erträgt er sehr wenig Kritik».²

Nach 23 Jahren wehrt sich Max Frisch noch immer gegen einen Zürcher Chefredakteur, der seither Frisch «als baren Unschweizer» sieht. Ist Selbstkritik in der Schweiz schwieriger als in anderen deutschen Ländern? Wird ihre literarische Selbstkri-

¹ Ich hab im Traum die Schweiz gesehen. 35 Schriftsteller aus der Schweiz schreiben über ihr Land. Residenz-Verlag, Salzburg 1980, 283 S., DM/Fr. 32.–

² Max Frisch: Festrede, in: Öffentlichkeit als Partner, Frankfurt 1967 (edition suhrkamp 209), 8.

tik im Ausland mehr gelesen als zuhause? Mehr angenommen, weil Schweiz, Tendenz, ironisch-satirische Sprache, die Berührung der Tabus, die Decouvrierung des schönen öffentlichen Scheins gar nicht so weit entfernt sind von der Denunziation deutscher Verhältnisse oder österreichischer Heimatgefühle? Die literarische Besichtigung des Vaterlandes wird von Schweizer Autoren im allgemeinen weniger bitter und abgründig vorgebracht als von deutschen oder österreichischen Autoren. Die Bitterkeit eines Thomas Bernhard, die Radikalkritik eines Heinrich Böll ist im Schweizer Raum vorerst nicht denkbar.³

«Alle Schweizer waren Schweizer»

Freundlich ironisch beginnt *Peter Bichsel* sein *Schweizer-Resümee* mit einer Erinnerung:

«Wir wohnten zwar zu Hause, aber immer, wenn wir irgendwo hingingen, gingen wir in die Schweiz. Alle Briefe, die wir bekamen, kamen aus der Schweiz, alle Briefe, die wir schickten, gingen in die Schweiz. Wir gingen in die Schweizer Schulen, aßen Schweizer Schokolade, tranken Schweizer Milch und der Vater war Mitglied des Schweizer Alpenclubs. Alle Leute, die wir besuchten, waren Schweizer. Alle Leute, die uns besuchten, waren Schweizer. Unser Lehrer war Schweizer, unser Nachbar war Schweizer, unser Milchmann, unser Briefträger, unser Polizist war Schweizer, und der Lehrer sagte mit Recht: Wir Schweizer ...»

Schweizer waren keine Deutschen. Schweizer waren keine Österreicher. Alle wollten Schweizer sein. Niemand wollte Österreicher sein. Die Schweizer wollten das sein, was sie waren, sie waren Schweizer. Die Schweizer waren Schweizer. Den Österreichern merkte man an, daß sie Österreicher waren. Den Deutschen merkte man an, daß sie Deutsche waren ... Die Schweizer waren friedliche Schweizer. Die Schweizer waren fleißige Schweizer. Die

³ Das an Bitterkeit vergleichbare Schweizer Buch von *Fritz Zorn*: *Mars*, der anklagende Lebensbericht eines 30jährigen Millionärsohns und Gymnasiallehrers von der «Goldküste» des Zürichseeufers angesichts des Krebstodes, richtet sich mehr gegen die Lebenslüge der Familie als gegen die gesellschaftlichen Verhältnisse. Der von Adolf Muschg herausgegebene Text ist unter Pseudonym erschienen, das trotz einiger Spekulationen bis heute nicht gelüftet wurde. Der Bericht beginnt: «Ich bin jung und reich und gebildet, und ich bin unglücklich, neurotisch und allein. Ich stamme aus einer der allerbesten Familien des rechten Zürichseeufers, das man auch die Goldküste nennt. Ich bin bürgerlich erzogen worden und mein ganzes Leben lang brav gewesen. Meine Familie ist ziemlich degeneriert, und ich bin vermutlich auch ziemlich erblich belastet und milieugeschädigt. Natürlich habe ich auch Krebs ...» – «Mars» ist in der Originalausgabe beim Kindler-Verlag in München 1977 erschienen, inzwischen als Fischer-Taschenbuch (Nr. 2202).



ORIENTIERUNG

Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen
Redaktion: Ludwig Kaufmann, Clemens Locher, Karl Weber, Albert Ebnetter, Mario v. Gallii, Robert Hotz, Josef Renggli, Josef Rudin, Pietro Selvatico
Ständige Mitarbeiter: Paul Erbrich (München), Raymond Schwager (Innsbruck)

Anschrift von Redaktion und Administration:
Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, ☎ (01) 201 07 60

Bestellungen, Abonnemente: Administration

Einzahlungen: «Orientierung, Zürich»

Schweiz: Postcheck Zürich 80-27842
Schweiz. Kreditanstalt Zürich-Enge
Konto Nr. 0842-556967-61

Deutschland: Postcheckkonto Stuttgart 6290-700

Österreich: Postsparkasse Wien, Konto Nr. 2390.127

Italien: Postcheckkonto Rom Nr. 29290004

Abonnementspreise 1981:

Schweiz: Fr. 32.- / Halbjahr Fr. 17.50 / Studenten Fr. 24.-

Deutschland: DM 37.- / Halbjahr DM 21.- / Studenten DM 27,50

Österreich: öS 275.- / Halbjahr öS 160.- / Studenten öS 190.-

Übrige Länder: sFr. 32.- plus Versandkosten

Gönnerabonnement: Fr. 40.- / DM 45.- (Der Mehrbetrag wird dem Fonds für Abonnemente in Ländern mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)

Einzelexemplar: Fr. 2.- / DM 2,50 / öS 20,-

Schweizer waren sparsame Schweizer. Die Schweizer waren anständige Schweizer ... Ich war ein Schweizer. Alle Schweizer waren Schweizer ... Und eine Kuh war eine Kuh, wenn sie eine Schweizer Kuh war ...»

Gegen Ende seiner Hauptsatzpassagen, Reduktionssätze, Satzreihen schreibt Bichsel:

«Weil die Armen reich werden wollten, liebten sie die Schweiz. Das Bild der Schweiz war ein Vorbild. Es war ein Vorteil, daß sie reich war ...»

Wir lebten gern hier, wir hatten es gut. Wir mußten unsere Autos nicht abschließen. Uns wurde nichts gestohlen. Keinem wurde etwas geschenkt. Alle hatten alles. Niemand wurde umgebracht. Niemand brachte sich um. Allen gefiel es, niemandem gefiel es nicht. Das Marihuana kam nicht aus der Schweiz. Wir hatten das gottseidank nicht nötig. Wir benötigten nichts. Wir hatten alles selbst. Wir bestimmten, daß es uns hier gefiel. Es gefiel uns hier, das war ein demokratischer Entscheid.»

Durch ironische Reihung von Allgemeinplätzen, Redensarten, klischierten Normen und Wertvorstellungen werden Voraussetzungen des Bürgers, Befindlichkeiten des Landes entlarvt. Der schöne Boden der Schweizer Seeufer, Städtegrundstücke, moralischen Bewaffnung beginnt zu schwanken, ein wenig brüchig, weniger schön, abgründig zu werden.

«... nicht mehr da in Zürich sein»

Anscheinend spielen *Frauen als Autorinnen* bis heute in der Schweiz eine geringere Rolle als vergleichsweise in der Bundesrepublik oder in Österreich. Immerhin befinden sich unter den 35 Autoren dieses Bandes fünf Frauen. Eine davon, die Journalistin *Laure Wyss*, notiert: «Gründung und Geschichte der Eidgenossenschaft sind rein männlicher Natur. Es gab uns damals nicht, es gibt uns heute nicht ... Das Weibliche bei uns ist längst symbolisiert oder wurde verinnerlicht. Als Helvetia aufs Hartgeld geprägt; ... als Mutter ist jede Schweizerin tief im Herzen jedes männlichen Schweizers verehrt und aufgehoben. Dort haben wir es gut, sagt der Schweizer, denn wir sind geträumt und vor jeder Unbill geschützt. *Kein Rendez-vous mit dem Vaterland*, weil zwar es, aber nicht ich existiere.»

«*Ausgewandert*», schreibt *Paul Nizon*. Er ging nach Paris. «Warum bin ich hergekommen», fragt er. «Ich will in die Welt, ich will draußen in der Welt leben, nicht mehr da in Zürich sein, nicht auf diesen immer gleichen paar Straßen und Plätzen ...» Daß es *Erica Pedretti* – sie ist m. W. der einzige deutsche literarische Flüchtling aus Böhmen in der Schweiz – im «Nest» trotz einiger Engegefühle gefällt, ist begreiflich. Für den Flüchtling, der sein Gedächtnis bewahrt hat, ist Leben immer noch Überleben.

Nach einer *Schweizer Nationalliteratur* fragt *Adolf Muschg* in seinem Essay. Kellers «Grüner Heinrich» hatte gemeint, das Schweizerische in der Literatur zeige sich gerade darin, daß jede Landessprache die Pflicht habe, Deutschland, Frankreich und Italien ihr Bestes zu geben und das Beste vom Nachbarn zu nehmen. Das war noch idealistisch, pädagogisch gedacht. Auch Muschg muß das Ansinnen einer Schweizer Nationalliteratur verneinen. Die Schweizer seien «eine Nation nicht von Natur, sondern durch geschichtlichen Willen.» Das Zusammengehörigkeitsgefühl in der Schweiz sei nie auf literarische Gemeinsamkeit angewiesen gewesen. Es dürfe auch keine Nationalliteratur geben, weil die deutsche Schweiz nicht den Weg Hollands in die Sondersprache gehen solle. Im übrigen lasse man die Schweizer Eigenart «die Sorge nichtschweizerischer Leser und Kritiker bleiben». Allerdings kann «der Schweizer Literat nicht absehen von der Enge seiner Verhältnisse». Natürlich können auch Schweizer Dichter ein Lied singen über die Narrenrolle, das Clownshemd in ihrem Heimatland. Gefährlich werden sie, wenn sie als «Gulliver» zurückkommen und ihr Land besichtigen wie *Max Frisch*.⁴

Paul Konrad Kurz, Gauting bei München

⁴ Peter Bichsel, in: «Ich hab im Traum ...», S. 16ff.; Laure Wyss, ebda. S. 275; Paul Nizon, ebda. S. 179; Adolf Muschg, ebda. S. 161, 173f.; Max Frisch, ebda. S. 49ff.

AZ

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

8002 Zürich